DUDEN

ALLGEMEINBILDUNG KOMPAKT

Berühmte Zitate und Redewendungen



Die muss man kennen

Duden

ALLGEMEINBILDUNG KOMPAKT

Duden

Berühmte Zitate und Redewendungen

Die muss man kennen

Dudenverlag
Berlin · Mannheim · Zürich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Bibliographisches Institut GmbH
Bouchéstraße 12, 12435 Berlin E D C B A

Printed in Germany

ISBN 978-3-411-71034-8

Redaktionelle Leitung Jürgen Hotz
Redaktion Dr. Jürgen Hess
Herstellung Monika Schoch
Layout Horst Bachmann
Umschlaggestaltung glas-ag, Seeheim-Jugenheim
Umschlagabbildungen © Anastasija Dracova – Fotolia.com
Satz Bibliographisches Institut GmbH, Mannheim
Druck und Bindung Offizin Andersen Nexö Leipzig GmbH,
Spenglerallee 26–30, 04442 Zwenkau
www.duden.de

Suchet, so werdet ihr finden!

Das richtige Zitat, zum richtigen Zeitpunkt angemessen vorgebracht, zeugt von Esprit, Allgemeinbildung und Urteilsvermögen. Denn die großen Dichter und Denker formulierten zeitlos, treffend und raffiniert. Ihre Worte verleihen in vielen Situationen die Kraft, die Kommunikation zu verfeinern.
»Gut gebrüllt, Löwe! «, »Nach mir die Sintflut! «, »Seid umschlungen, Millionen!« – dieser Band enthält 500 Zitate und Redewendungen, die in den Wortschatz der deutschen Sprache eingegangen sind. Das Besondere am Konzept des Buches: Alle Artikel enthalten ausführliche Erläuterungen, in welchem Zusammenhang die Zitate und Redewendungen entstanden sind. So erfahren Sie, woher die Zitate und Redewendungen stammen, wer sie in die Welt gesetzt hat, wann, wo und warum sie getan wurden, wie sie heute verwendet werden.

Die Artikel in diesem Buch sind alphabetisch geordnet, meist nach dem ersten Wort des Zitats oder der Redewendung. Nicht berücksichtigt werden bei dieser Regelung die bestimmten und unbestimmten Artikel (der, die, das, ein, eine). Die Wendung »Das A und O« ist also unter »A« zu finden, nicht unter »Das«. Sind mehrere Zitate oder Redewendungen demselben Alphabetisierungswort zugeordnet, wird nach den jeweils folgenden Wörtern sortiert:
»Aber fragt mich nur nicht, wie?«
»Aber hier, wie überhaupt, kommt es anders, als man glaubt.«
Ein ebenfalls alphabetisch geordnetes Verzeichnis mit biografischen Angaben zu den zitierten Personen befindet sich am Schluss des Bandes.

Ihre Dudenredaktion

A

Das A und O

Die Bibel, Neues Testament

Diese Wendung geht zurück auf eine Stelle aus der Offenbarung des Johannes mit dem Wortlaut: »Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr ...« Das »A« entspricht dabei dem ersten (Alpha), das »O« dem letzten Buchstaben des griechischen Alphabets (Omega).

»Das A und das O« als das alles Umfassende ist eine Metapher für Gott. – Die Wendung hat für uns die Bedeutung »das Wesentliche, die Hauptsache, der Kernpunkt«.

Aber fragt mich nur nicht, wie?

Heinrich Heine

Als Stoßseufzer, mit dem man meistens zum Ausdruck bringt, dass man etwas nur mit viel Mühe oder unter größten Schwierigkeiten bewerkstelligen, überstehen konnte, ist dieses Zitat sehr geläufig geworden.

Es handelt sich dabei um die letzte Zeile eines Vierzeilers aus Heinrich Heines »Buch der Lieder« (1817–1821), dessen vollständiger Text lautet: »Anfangs wollt ich fast verzagen / Und ich glaubt, ich trüg es nie; / Und ich hab es doch getragen, – / Aber fragt mich nur nicht: wie?«

Aber hier, wie überhaupt, kommt es anders, als man glaubt

Wilhelm Busch

Dieses Zitat stammt aus dem ersten Kapitel von Wilhelm Buschs »Plisch und Plum« (1882), in dem zwei junge Hunde ertränkt werden sollen, aber von zwei Knaben heimlich gerettet werden.

Es fasst in ironischem Ton die Lebenserfahrung in Worte, dass häufig etwas einen ganz anderen Verlauf nimmt, als man es wünscht oder erhofft. Sehr verwandt klingt die

scherzhafte Redensart »Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt«, die in gleicher Weise gebraucht wird.

Abschaum der Menschheit

Die Bibel, Neues Testament

Diese Fügung ist die Übersetzung des griechischen Textes einer Stelle aus dem Neuen Testament (1. Korinther 4, 13).

Sie bezieht sich dort auf die Apostel, die, wie Paulus sagt, von der Welt verachtet werden.

Als Abschaum der Menschheit bezeichnet man heute in sehr emotionaler, tiefe Verachtung ausdrückender Sprechweise kriminelle und asoziale Mitglieder der menschlichen Gesellschaft

Abschied von Gestern

Aus Film und Fernsehen

Dies ist der Titel eines im Jahr 1966 entstandenen Films von Alexander Kluge (* 1932), dem er Motive seines Buchs »Lebensläufe« zugrunde legte.

In der Geschichte eines jüdischen Mädchens, das aus der DDR in die Bundesrepublik geflohen ist, spielt auch die Auseinandersetzung mit der nationalen Vergangenheit der Deutschen eine Rolle.

Mit dem Zitat kann man auf die Notwendigkeit eines Neubeginns, auch einer Loslösung, Bewältigung von Vergangenem hinweisen.

Ach, spricht er, die größte Freud ist doch die Zufriedenheit

Wilhelm Busch

Die Verse stammen aus Wilhelm Buschs wohl bekanntester Bildergeschichte »Max und Moritz« (1865).

Den »Vierten Streich« spielen die beiden Knaben ihrem Lehrer, dessen Pfeife sie mit Schießpulver stopfen. Kurz bevor ihn das Unglück ereilt, gibt der Lehrer Lämpel seinem Behagen mit den obigen Worten Ausdruck.

Man verwendet das Zitat, um anzudeuten, dass man sehr zufrieden ist und sich behaglich fühlt, gelegentlich auch als leise Kritik an allzu großer Selbstzufriedenheit.

Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!

Brüder Grimm

Der Reim (ursprünglich in der Form: »Ach, wie gut ist, dass niemand weiß, ...«) stammt aus dem Märchen »Rumpelstilzchen«, das in der Märchensammlung der Kinder- und Hausmärchen (1812–1815) der Brüder Grimm enthalten ist.

Das Männlein mit dem Namen Rumpelstilzchen hilft der Müllerstochter, Stroh zu Gold zu spinnen, und fordert von ihr ihr erstes Kind, wenn sie erst Königin geworden ist. Sie soll ihr Kind aber behalten dürfen, wenn sie seinen Namen errät, eine Aufgabe, die das Rumpelstilzchen für unlösbar hält.

Der Reim, zumeist nur die erste Hälfte »Ach, wie gut, dass niemand weiß«, wird oft scherzhaft von jemandem zitiert, der froh ist, dass etwas ihn Betreffendes nicht bekannt ist.

Gabriele Wohmann hat dieses Zitatstück zum Titel eines ihrer Romane (1980) gemacht.

Ägyptische Finsternis

Die Bibel, Altes Testament

Man spricht – meist scherzhaft – von einer ägyptischen Finsternis, wenn es an irgendeinem Ort sehr dunkel ist.

Der Ausdruck geht auf das Alte Testament (2. Moses 10, 22–23) zurück. Hier wird von einer großen Finsternis berichtet, von der Ägypten während drei Tagen heimgesucht wird. Dabei handelt es sich um eine der zehn Plagen, die von Jahwe über das Land verhängt wurden, solange es die Kinder Israel nicht wegziehen ließ.

Die Bibelstelle lautet: »... da ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage, dass niemand den anderen sah.«

All mein Hoffen, all mein Sehnen

Wilhelm Busch

In Wilhelm Buschs »Max und Moritz« wird im »Ersten Streich« geschildert, wie die beiden Knaben den Hühnern der Witwe Bolte ein qualvolles Ende bereiten, indem sie ihnen an Schnüre gebundene Brotstücke zu fressen geben. Die Tiere bleiben mit diesen Schnüren an einem Baumast hängen. Beim Anblick ihres elend zu Tode gekommenen Federviehs ruft die Witwe verzweifelt aus: »Fließet aus dem Aug, ihr Tränen! / All mein Hoffen, all mein Sehnen, / Meines Lebens schönster Traum / Hängt an diesem Apfelbaum!«

Besonders der zweite Vers »All mein Hoffen, all mein Sehnen« wird heute noch scherzhaft zitiert, wenn man auf etwas anspielen will, worauf man sein ganzes inniges Verlangen gerichtet, worin man alle seine Hoffnung gesetzt hat. Auch der Vers »Meines Lebens schönster Traum hängt an diesem Apfelbaum« ist ein populäres Zitat geworden, mit dem beispielsweise jemand eine enttäuschte Hoffnung scherzhaft kommentiert.

Dass die Witwe Bolte sich mit den Worten »meines Lebens schönster Traum« auf ihre Hühner bezieht, die sozusagen ihr höchstes Lebensglück darstellten, ist charakteristisch für Wilhelm Buschs immer auch ironisch-distanzierte Haltung gegenüber den oft spießigen Bürgeridealen seiner Zeit.

Alle großen Männer sind bescheiden

Gotthold Ephraim Lessing

Das Zitat stammt aus Lessings »Briefe, die neueste Literatur betreffend« (1759–65).

Hierin äußert sich Lessing über den Literaturtheoretiker und Kritiker Johann Christoph Gottsched, dessen Eitelkeit ihn stört. Er setzt dagegen seine Überzeugung, dass wirkliche Größe bei einem Menschen nicht das Bedürfnis weckt, sich besonders in Szene zu setzen.

In diesem Sinne wird das Zitat noch heute gebraucht, gelegentlich auch scherzhaft in selbstironischer Abwehr von zu großem Lob.

Alles verstehen heißt alles verzeihen

Madame de Staël

Der Ausspruch *tout comprendre c'est tout pardonner* geht möglicherweise auf eine Stelle in dem Roman »Corinne ou l'Italie« der Madame de Staël zurück, wo es heißt: *Tout comprendre rend très indulgent* (deutsch »Alles verstehen macht sehr nachsichtig«).

Auch bei Goethe findet man diese Überzeugung in verschiedener Ausprägung. So heißt es zum Beispiel im Tasso: »Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln.«

Man kann mit diesem Satz eine oft allzu nachsichtige Einstellung gegenüber Personen oder Geschehnissen kritisch kommentieren oder auch gerade um Nachsicht und Verständnis für einen Übeltäter werben.

Alle Tiere sind gleich, aber einige Tiere sind gleicher als andere

George Orwell

Diese zynische Feststellung findet sich in dem satirischen Roman »Farm der Tiere« (englisch *Animal Farm*) von George Orwell aus dem Jahr 1945.

Er beschreibt die Entwicklung und schließlich den Niedergang eines Gemeinwesens der Tiere, die die Menschen von ihrem Hof verjagt haben, um selbst eine demokratische Form des Miteinanderlebens und –arbeitens zu beginnen. Am Schluss haben die Schweine die Herrschaft an sich gerissen; sie unterdrücken die anderen Tiere und beuten sie auf die gleiche Weise aus, wie es vorher die Menschen taten. Ihre Revolution ist vertan.

Das Zitat gibt der pessimistischen Auffassung Ausdruck, dass das Prinzip der Gleichheit (alle Tiere sind gleich = alle Menschen sind gleich) in keiner Form des menschlichen Zusammenlebens zu verwirklichen sei.

Alle Wasser laufen ins Meer

Die Bibel, Altes Testament

Dieses Zitat stammt aus dem Alten Testament.

Es gehört in einen Zusammenhang, in dem von der »Eitelkeit (= Vergeblichkeit, Nichtigkeit) aller irdischen Dinge«, besonders aller menschlichen Bemühungen, gesprochen wird. Es resümiert, dass alles, was geschieht, einem ewigen Gesetz folgt, das unwandelbar den ständig gleichen Gang der Welt bestimmt.

Allwissend bin ich nicht, doch ist mir viel bewusst

Johann Wolfgang von Goethe

Der Ausspruch stammt aus Goethes »Faust I« (1829 uraufgeführt).

Es handelt sich um eine ironische Bemerkung, die Mephisto, des Nachspionierens beschuldigt, Faust gegenüber in einer Art gespielter Bescheidenheit macht.

Heute wird der Ausspruch meist in ähnlich ironischer Weise oder auch nur scherzhaft zitiert.

Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen

Friedrich Schiller

In Schillers Drama »Wilhelm Tell« (1804) geht diesem bekannten Bild vom allzu straff gespannten Bogen eine direkte, gewissermaßen interpretierende Aussage voraus, die aber im Allgemeinen nicht mitzitiert wird. Die Stelle lautet: »Zu weit getrieben / Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks, / Und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.«

Das Motiv des zu stark oder auch zu lange gespannten Bogens taucht vor Schiller in der Literatur häufiger auf, so bei Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen (um 1622–1676), wo es im »Simplizissimus« (1669) heißt: »Wenn man den Bogen überspannt, so muss er endlich zerbrechen.« Es geht zurück bis in die Dichtung der griechischen Antike (Herodot, Sophokles und Phädrus verwenden es).

Noch geläufiger als das Zitat ist heute die Redewendung »den Bogen überspannen« mit der Bedeutung »etwas auf die Spitze treiben, zu hohe Forderungen stellen«.

Alter Ego

Pythagoras

Die Bezeichnung eines guten, eines sehr vertrauten Freundes als »anderes Ich« ist in der lateinischen Form *Alter Ego* bekannt geworden und bildungssprachlich bis heute üblich geblieben.

Die Ausdrucksweise hat ihre Wurzeln in der Literatur der Antike und kommt sowohl in der griechischen wie auch in der lateinischen Version vor. Als Urheber wird in erster Linie der griechische Philosoph und Mathematiker Pythagoras genannt. Der Ausdruck erscheint aber in verschiedenen Varianten auch bei den griechischen Philosophen und Schriftstellern Aristoteles, Zenon, Plutarch sowie den römischen Philosophen und Staatsmännern Cicero und Seneca.

Alter schützt vor Torheit nicht

William Shakespeare

Mit dieser sprichwörtlichen Redensart kommentiert man kritisch oder auch in scherzhafter Absicht die Handlungs- oder Verhaltensweise eines älteren Menschen, tut man kund, dass man bestimmte Handlungs- oder Verhaltensweisen von Leuten in vorgerücktem Alter für unpassend hält.

Die Redensart geht zurück auf eine Stelle in Shakespeares Drama »Antonius und Cleopatra«, wo Cleopatra in abwehrender Haltung und ungläubig die Worte spricht: »Wenn mich das Alter auch nicht schützt vor Torheit, / Doch wohl vor Kindischsein«, im englischen Wortlaut: *Though age from folly could not give me freedom, / It does from childishness.*

Sie wurde dann im Laufe der Jahre in mancherlei mehr oder weniger gelungener Weise abgewandelt, verballhornt, verdreht, wie in den folgenden Beispielen: »Die Alte schützt vor Torheit nicht«, »Torheiten schützen nicht vor dem Al-

tern« oder auch: »Das ist das Deprimierende am Alter: Es schützt vor Torheit.«

An die große Glocke hängen

Matthias Claudius

Die umgangssprachliche Redewendung »etwas an die große Glocke hängen« im Sinne von »etwas Privates, Vertrauliches überall erzählen« leitet sich von dem alten Brauch her, Bekanntmachungen, öffentliche Rügen, drohende Gefahr usw. der Allgemeinheit mit einer Glocke – etwa der Schelle des Gemeindedieners oder der großen Kirchenglocke – anzukündigen.

Die Lebensregel »Häng an die große Glocke nicht, / Was jemand im Vertrauen spricht« findet sich in »Ein silbern ABC« (1775) von Matthias Claudius.

Der Anfang vom Ende

William Shakespeare

Die Redensart »Das ist der Anfang vom Ende« mit der Bedeutung »der Untergang, der Ruin o. Ä. ist nicht mehr fern« beruht auf einem stark abgewandelten Zitat aus Shakespeares »Ein Sommernachtstraum«.

Dort heißt es im englischen Originaltext: *That is the true beginning of our end,* also etwa »das ist der wahre Beginn unseres Endes«. Bei Shakespeare ist dies im Textzusammenhang eine scherzhafte Verdrehung der eigentlich gemeinten Aussage »Das ist das wahre Ende unseres Beginnens«, wobei »Ende« in der älteren Bedeutung von »Ziel« zu verstehen ist.

Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden

Horaz

Diese Redewendung geht auf Vers 343 der »Ars poetica« (»Dichtkunst«) des Horaz zurück: *Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci* (»Den Beifall aller hat erhalten, wer mit dem Angenehmen das Nützliche vermischt hat«).

Während Horaz von den Dichtern und ihren Werken spricht, wird die Redewendung heute ganz allgemein in Be-

zug auf angenehme Dinge gebraucht, die zugleich einen Nützlichkeitsaspekt für jemanden haben (indem zum Beispiel der Urlaubsort so gewählt wird, dass man zugleich Geschäfte abwickeln kann).

Die Antwort kennt nur der Wind

Johannes Mario Simmel

Der Titel des 1973 veröffentlichten, 1974 verfilmten Romans von Johannes Mario Simmel greift seinerseits den Refrain des Songs *Blowin' in the Wind* (1963) des amerikanischen Folk- und Popsängers Bob Dylan auf: *The answer is blowin' in the wind* (wörtlich übersetzt: »Die Antwort treibt im Wind«).

Man weist mit dem Zitat auf die Unlösbarkeit eines Problems, das Offenbleiben einer Frage hin.

Apage Satana!

Die Bibel, Neues Testament

Mit diesen Worten (deutsch »Hebe dich weg von mir, Satan!«) weist Jesus im Matthäusevangelium den Teufel zurück, der ihn in Versuchung führen will.

Wir zitieren sowohl die griechischen wie die deutschen Worte, wenn wir mit gespielter Entrüstung jemanden zurückweisen, der uns verführen, zu einem zwar verlockenden, aber verbotenen Tun überreden will.

Arbeit schändet nicht

Hesiod

Diese sprichwörtliche Redensart findet sich bereits in dem Lehrgedicht »Werke und Tage« des altgriechischen Dichters Hesiod. Hesiod will damit seinen Bruder Perses zur Arbeit ermuntern.

Auch heute enthält die Redensart oft die indirekte Aufforderung, sich einer Arbeit nicht zu entziehen, auch dann nicht, wenn es sich um eine weniger angesehene Art von Betätigung handelt.

Arm am Beutel, krank am Herzen

Johann Wolfgang von Goethe

Die Redensart, mit der man scherzhaft auf seinen chronischen oder augenblicklichen Geldmangel hinweist, ist der Anfangsvers von Goethes erster Ballade »Der Schatzgräber«, die 1797 in Schillers »Musenalmanach für das Jahr 1798« erschien.

Der Schatzgräber ist ein seiner lange andauernden Armut überdrüssiger Mensch; er will seinem Kummer ein Ende machen, indem er mithilfe einer Geisterbeschwörung versucht, eine Stelle zu finden, wo ein Schatz verborgen liegt. Beim Graben erscheint ihm jedoch ein Knabe, der ihm rät, die nutzlose Schatzsuche aufzugeben und stattdessen ein vernünftiges Leben zu führen.

Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar

Albert Lortzing

Mit dieser Zeile beginnt das Lied des alten Waffenschmieds, ein wehmütiger Rückblick in die schöne alte Zeit, aus der Oper »Der Waffenschmied« von Albert Lortzing, die nach dem Lustspiel »Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person« von Friedrich Wilhelm Ziegler (1760–1827) entstand.

Gelegentlich wird diese Zeile auch heute noch zitiert, um die »schöne Jugendzeit« mit all ihren Freuden heraufzubeschwören, oder auch, um eine Aussage wie »auch ich war schließlich einmal jung und weiß also Bescheid« zu umschreiben.

Auch in scherzhafter Anspielung auf jemandes nicht mehr allzu üppigen Haarwuchs wird dieses Zitat gelegentlich verwendet.

Audiatur et altera pars

Seneca

Der alte lateinische, heute immer noch gültige Grundsatz des Prozessrechts bedeutet übersetzt »Man muss auch die Gegenpartei anhören« (wörtlich: »Auch der andere Teil möge gehört werden«). Er geht in seiner lateinischen Form

zurück auf eine Stelle in der Tragödie »Medea« des römischen Dichters, Philosophen und Politikers Seneca.

Heute gebraucht man den lateinischen Spruch ganz allgemein, um vor voreiligen Schlüssen, vor einem allzu raschen Urteil zu warnen und um auszudrücken, dass man sich eine abschließende Meinung erst dann bilden sollte, wenn man die Darstellung aller Beteiligten kennt.

Auf der Bärenhaut liegen

Tacitus

Die Redewendung beruht auf einer alten übertreibenden Ausschmückung der Lebensgewohnheiten der alten Germanen, wie sie der römische Geschichtsschreiber Tacitus in seiner »Germania«) schildert.

Sie findet sich in dem Lied »Tacitus und die alten Deutschen«, das Wilhelm Ruer für die Bierzeitung der Leipziger Burschenschaft Dresdensia schrieb.

Darin werden die Germanen als »Bärenhäuter« dargestellt, die nicht kämpfen, sondern ihr Leben genießen: »An einem Sommerabend / Im Schatten des heiligen Hains, / Da lagen auf Bärenhäuten / Zu beiden Ufern des Rheins / Verschiedene alte Germanen, / ... / Sie liegen auf Bärenhäuten / Und trinken immer noch eins.«

Man gebraucht die Wendung heute in der Umgangssprache im Sinne von faulenzen.

Auf des Messers Schneide stehen

Homer

Mit der Redewendung wird ausgedrückt, dass bei einer bestimmten kritischen Situation ein Punkt erreicht ist, an dem sich – meist nur sehr knapp – entscheidet, ob die Sache gut oder böse enden wird.

Sie findet sich (mit dem älteren »Schärfe« für »Schneide«) schon in der »Ilias« des griechischen Dichters Homer, wo es im 10. Gesang heißt: »Denn nun steht es allen fürwahr auf der Schärfe des Messers: / Schmählicher Untergang den Achaiern oder auch Leben!«

Auf die Erde voller kaltem Wind kamt ihr alle als ein nacktes Kind

Bertolt Brecht

Mit diesem Zitat aus einem Gedicht von Bertolt Brecht, es sind die Anfangszeilen des Gedichtes »Von der Freundlichkeit der Welt«, verweist man auf die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen und die anfänglich gleiche Hilfsbedürftigkeit aller.

Auf einem Prinzip herumreiten

Albert Lortzing

Diese Redewendung (mit der Bedeutung »in kleinlicher Weise auf einem Grundsatz beharren«), für die wahrscheinlich die französische Entsprechung *être à cheval sur les principes* das Vorbild war, kommt in abgewandelter Form im Deutschen zum ersten Mal wohl in der Oper »Der Wildschütz« von Albert Lortzing vor, die 1842 uraufgeführt wurde. Im dritten Akt der Oper spricht der Schulmeister Baculus die Worte: »Der Herr Stallmeister reitet jetzt ein anderes Prinzip.«

Aus der Redewendung wurde dann die abwertende Bezeichnung »Prinzipienreiter« abgeleitet.

Auf Regen folgt Sonne

Sebastian Franck

Die Volksweisheit, die besagt, dass auf schlechte, entbehrungsreiche Zeiten immer wieder auch gute und erfolgreiche folgen, ist in dem Bild vom immer sich wiederholenden Wetterwechsel dieser sprichwörtlichen Redensart eingefangen.

Sie erscheint in ähnlicher Form in lateinischer Sprache bereits in der großen Sprichwörtersammlung (1541) des Schriftstellers und Predigers Sebastian Franck und lautet dort: *Post nubilia Phoebus,* also wörtlich: »Nach den Wolken [erscheint] Phoebus.« »Phoebus«, ein Beiname des auch als Sonnengott verehrten griechischen Gottes Apollo, ist dabei gleichzusetzen mit »Sonne«. Das Bild des ewigen Wechsels von Regen und Sonne ist später in Volkslied- und auch Schlagertexte eingegangen.

In einem kritisch auf den früheren Präsidenten der USA, Ronald Reagan, bezogenen Lied verwendete der Aktionskünstler Joseph Beuys (1921–1986) die wortspielerische Abwandlung »Auf Reagan folgt Sonne«.

Auferstanden aus Ruinen

Johannes R. Becher

Dies sind die Anfangsworte des Liedes von Johannes R. Becher, vertont von Hanns Eisler, das 1949 zur Nationalhymne der DDR erklärt wurde.

Die Worte beziehen sich dort auf den Neubeginn nach der Zerstörung Deutschlands im Zweiten Weltkrieg, nach der Zerschlagung des Dritten Reichs.

Sie werden oft im Scherz zitiert, um die überraschende, nicht mehr für möglich gehaltene Wiederkehr einer bestimmten Erscheinung, einer Mode oder Ähnlichem zu kommentieren, oder auch bezogen auf das Comeback eines Künstlers, eines Politikers oder eines Sportlers, mit dem niemand mehr gerechnet hatte.

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit

Immanuel Kant

Diese zu einer Art Schlagwort gewordene Definition des Begriffs »Aufklärung«, wie er in dem Ende des 17. Jahrhunderts beginnenden Aufklärungszeitalter verstanden wurde, stammt von dem deutschen Philosophen Immanuel Kant. Sie steht in der 1784 veröffentlichten Abhandlung »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung«. Ihr folgt dort der Satz: »Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen.«

Zitiert wird sie besonders dann, wenn darauf hingewiesen wird, dass nur die Vernunft es ist, die dem Menschen weiterhelfen kann, und dass es der Entschlusskraft, des Mutes bedarf, sich des Verstandes zu bedienen, ohne sich dabei von andern leiten oder durch andere einschränken zu lassen.

Auge um Auge, Zahn um Zahn

Die Bibel, Altes Testament

Die aus dem Alten Testament stammende Redewendung besagt, dass bei erlittenem Schaden Gleiches nur mit Gleichem vergolten werden soll: »Und wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan hat, Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er hat einen Menschen verletzt, so soll man ihm wieder tun.«

Heute wird der Satz meist als Rechtfertigung für Racheakte verwendet. Jesus dagegen hat im Neuen Testament den alten Rechtsgrundsatz aufgegriffen und eine neue Lehre dagegengesetzt: »Ihr habt gehört, dass da gesagt ist: ›Auge um Auge, Zahn um Zahn.‹ Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.«

Den Augiasstall ausmisten

Diodor

Diese Redewendung benutzt man, um auszudrücken, dass durch Schlamperei und Nachlässigkeit entstandene verrottete Zustände, Missstände, Korruption beseitigt werden und die Ordnung wiederhergestellt wird.

In der griechischen Mythologie war dies nach der »Bibliotheke« 13, 3 des griechischen Geschichtsschreibers Diodor eine der zwölf Aufgaben des Herakles, des Sohnes von Zeus und Alkmene, der Gattin des Feldherrn Amphitryon.

Die Stallungen des Augias, des Königs der Epeier in Elis, mit ihren 3000 Rindern waren 30 Jahre lang nicht gereinigt worden. Herakles bewältigte die Arbeit ganz allein und an nur einem einzigen Tag, indem er zwei Flüsse so umleitete, dass sie durch die Stallgebäude flossen.

Augurenlächeln

Cicero

Hierunter versteht man ein wissendes, verständnisinniges Lächeln unter Eingeweihten.

Der Ausdruck geht zurück auf eine von dem römischen Staatsmann, Redner und Philosophen Cicero in seiner Schrift »De divinatione« überlieferte Äußerung des römischen Staatsmannes und Schriftstellers Cato (234 bis 149 v. Chr.). Dieser soll sich darüber gewundert haben, dass ein Haruspex (der bei den Etruskern aus den Eingeweiden von Opfertieren weissagte) bei der Begegnung mit einem anderen Vertreter seiner Zunft nicht unwillkürlich lächeln oder lachen müsse. Offensichtlich war Cato der Meinung, dass ein Haruspex selbst nicht an seine Weissagungen glaubte, sondern seinen Kunden etwas vormachte.

Der Augur, der aus der Beobachtung des Vogelflugs weissagte, war im antiken Rom das, was den Etruskern der Haruspex war.

Aus allen Wolken fallen

Die Bibel, Altes Testament

Die umgangssprachliche Redewendung bedeutet »sehr überrascht sein«.

Sie könnte zusammen mit »aus allen Himmeln fallen« (das im Sinne von »tief enttäuscht, ernüchtert, desillusioniert werden« gebraucht wird) auf Jesaja im Alten Testament zurückgehen. Dort heißt es: »Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Heiden schwächtest!« Die Feststellung bezieht sich auf den gestürzten König von Babylon, nach Auslegung durch die Kirchenväter auf Luzifer.

Aus der Not eine Tugend machen

Hieronymus

Die Redewendung mit der Bedeutung »einer unangenehmen Sache noch etwas Gutes abgewinnen, eine eigentlich schlechte Situation für sich zum Vorteil wenden« geht wohl auf einen Rat zurück, den der Kirchenvater Hieronymus in einem Brief erteilt: *Fac de necessitate virtutem!* (auf Deutsch: »Mach aus der Not eine Tugend!«).

In diesem Fall wird eine solche Handlungsweise als anerkennenswert betrachtet, während Hieronymus' Äußerung im 3. Buch seiner »Apologien gegen die Bücher des Rufinus« eine gewisse Abwertung enthält: *Facis necessitate virtutem* (auf Deutsch: »Du machst [ja nur] aus der Not eine Tugend«).

Beide Nuancierungen der Wendung sind auch in unserem heutigen Sprachgebrauch noch lebendig.

Auslöffeln müssen, was man sich eingebrockt hat

Terenz

Die umgangssprachliche Redewendung, die oft auch in der Variante »die Suppe auslöffeln, die man sich oder die einem jemand eingebrockt hat« verwendet wird, hat die Bedeutung »die Folgen seines Tuns tragen müssen«.

Sie geht vermutlich auf den römischen Komödiendichter Terenz zurück, bei dem es in seinem Lustspiel »Phormio« heißt: *Tute hoc intristi; tibi omne est exedendum* (»Du hast dir das eingerührt, du musst alles auslöffeln«).

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann

Friedrich Schiller

Mit diesem Ausspruch beschließt Wilhelm Tell in Schillers gleichnamigem Drama (1804 uraufgeführt) seine Arbeit am Hoftor.

Das Zitat bedeutet, dass jemand, der im Umgang mit Handwerkszeug geschickt ist, für vieles nicht die Hilfe eines Fachmanns braucht.

Eine umgangssprachlich-scherzhafte Abwandlung ist die Redensart »Die Axt im Haus ersetzt den Scheidungsrichter«.

B

Basiliskenblick

Aus Mythen und Märchen

Der Basilisk ist ein Fabelwesen des Altertums, ein Mischwesen aus Schlange, Drache und Hahn mit giftigem Atem und tödlichem Blick (Basiliskenblick), von einer Schlange oder Kröte aus einem Hühnerei ausgebrütet und meist als Hahn mit einem Schlangenschwanz dargestellt.

Diese fantastische Darstellung findet sich zuerst im Alten Orient, später gelangte sie über spätantike Schriftsteller und Kirchenväter in die Tierbücher des hohen Mittelalters und hielt sich bis ins 17. Jahrhundert. Im Alten Testament ist bei Jesaja von der Höhle des Basilisken die Rede.

Heute wird von einem Basiliskenblick gesprochen, wenn jemand einen stechenden, bösen oder unheimlichen Blick hat, der Furcht einflößt oder Schlimmes von der betreffenden Person erwarten lässt.

Beckmesserei

Richard Wagner

Dieser Ausdruck, mit dem man eine Kritik bezeichnet, die sich an Kleinigkeiten stößt, anstatt das Ganze zu beurteilen, geht zurück auf die Figur des Sixtus Beckmesser in Richard Wagners Oper »Die Meistersinger von Nürnberg« (1868).

Beckmesser notiert beim Sängerwettstreit die gegen die Tabulatur, die satzungsmäßig festgelegten Regeln für den Vortrag der Meistersinger, gemachten Verstöße und wird dabei als überaus pedantischer Kunstrichter dargestellt. Wagner wollte mit dieser Figur einen seiner Kritiker karikieren.

Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen!

Joseph Victor von Scheffel

Mit diesem Stoßseufzer verleiht man seiner Enttäuschung Ausdruck, wenn etwas nicht so gekommen ist, wie man es sich gewünscht oder vorgestellt hat.

Das Zitat stammt aus dem Versepos »Der Trompeter von Säckingen, ein Sang vom Oberrhein« von Joseph Victor von Scheffel, wo es im 2. Stück heißt: »Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen, / Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.«

Auch die zweite Zeile wird in vergleichbaren Situationen zitiert.

Beneidenswert, wer frei davon

François Villon

Dieses Zitat stammt aus der »Doppelten Ballade über dasselbe Thema« im »Großen Testament« (1462) des französischen Dichters François Villon, in der es um die Gefahren der Liebe geht, die die Männer leicht zu Narren machen und ins Unglück stürzen kann. Die einzelnen Strophen enden mit der Zeile *Bien est eureux qui riens n'y a!* (wörtlich übersetzt: »Sehr glücklich ist, wer nichts damit zu tun hat!«).

Man kommentiert mit dem Zitat heute Verpflichtungen, Bindungen, Sachzwänge, denen man selbst unterworfen ist, während andere sich darüber hinwegsetzen können oder gar nicht davon betroffen sind.

Der Berg kreißte und gebar eine Maus

Horaz

Wenn jemand große Vorbereitungen trifft, große Versprechungen macht und kaum etwas dabei herauskommt, dann zitiert man heute diese Redensart oder auch nur »Der Berg gebar eine Maus«.

Sie stammt aus der »Ars poetica« des römischen Dichters Horaz, wo es in Vers 139 heißt: »Es kreißen die Berge, zur Welt kommt nur ein lächerliches Mäuschen« (*Parturient montes, nascetur ridiculus mus).* Mit diesen Worten wollte Horaz die Dichter kritisieren, die nur wenig von dem halten, was sie versprechen.

Besser als sein Ruf sein

Friedrich Schiller

»Das Ärgste weiß die Welt von mir, und ich kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.« Diese Worte lässt Schiller in seinem Trauerspiel »Maria Stuart« (1800 uraufgeführt) eine zornige Maria ihrer Rivalin Elisabeth I. entgegnen.

In ähnlicher Form findet sich die Wendung bereits bei dem römischen Dichter Ovid (43 v. Chr. bis 17 / 18 n. Chr.), der versuchte, einer Dame mit zweifelhaftem Ruf eine gerechtere Beurteilung zukommen zu lassen: *Ipsa sua melior fama* (»Sie selbst war besser als ihr Ruf«).

Bessere Hälfte

Philip Sydney

Diese scherzhafte Bezeichnung für »Ehefrau« – seltener auch für »Ehemann« – stammt aus dem Schäferroman »The countess of Pembroke's Arcadia« des englischen Dichters Philip Sydney, ins Deutsche übersetzt 1629 / 1638 unter dem Titel »Das Arkadien der Gräfin von Pembroke«.

Der englische Dichter John Milton (1608–1674) griff sie in seinem Epos »Paradise lost« auf, wo Adam seine Frau Eva als *dearer half,* als »teurere Hälfte«, bezeichnet.

Das Beste ist gerade gut genug

Johann Wolfgang von Goethe

Wo höchsten Ansprüchen Genüge getan werden muss, wo nur Ausgesuchtes die geforderte Qualität bieten kann, da ist eben das Beste gerade gut genug.

Dieser Ansicht war schon Goethe, wie in einem Brief nachzulesen ist, der im ersten Teil seiner »Italienischen Reise« (1816–17) abgedruckt ist. Goethe spricht hier seine Neubearbeitung der »Iphigenie« an, der er sich in den ersten Monaten seines Italienaufenthaltes intensiv gewidmet hatte und die er für sehr gelungen hielt: »Ich weiß, was ich daran getan habe ...«, schreibt er. »Wenn es eine Freude ist, das Gute zu genießen, so ist es eine größere, das Bessere zu empfinden, und in der Kunst ist das Beste gut genug.«

Die Redensart wird auch heute – gelegentlich in scherzhafter Übertreibung – häufig gebraucht.

Betrogener Betrüger

Gotthold Ephraim Lessing

So nennt man jemanden, der andere hintergehen wollte, aber dann selbst arglistig getäuscht worden ist.

Die Bezeichnung geht auf die sogenannte Ringparabel in Gotthold Ephraim Lessings Versdrama »Nathan der Weise« (1783 uraufgeführt) zurück.

Hier treten drei Söhne eines Mannes vor den Richter und behaupten, ein jeder habe vom Vater einen Ring mit besonderen Kräften geerbt, aber nur einer könne der echte sein. Der weise Richter schlichtet den Streit, indem er eine salomonisch-pragmatische Entscheidung fällt: »Oh, so seid ihr alle drei / betrogene Betrüger! eure Ringe / sind alle drei nicht echt.«

Bewaffneter Friede

Friedrich von Logau

Der deutsche Epigrammatiker Friedrich von Logau betitelte zwei seiner Sinngedichte »Gewaffneter Friede« und »Der geharnischte Friede«.

Er nahm damit Bezug auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland. Die deutschen Fürsten hatten im Westfälischen Frieden von 1648 das Bewaffnungsrecht und das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden zugesprochen bekommen. Der Kaiser konnte also im Reich nicht einfach mehr einen Krieg befehlen, andrerseits fand sich bald in jedem Kleinstaat ein stehendes Heer. Allerdings sah Logau auch einen möglichen Vorteil in der Entwicklung, wie es das Sinngedicht zeigt: »Der Friede geht im Harnisch her; / wie ist es so bestellt? / Es steht dahin; er ist vielleicht die Pallas unsrer Welt.«

Beide Titel führten wohl zur Bildung des Ausdrucks »bewaffneter Friede[n]«, der vor allem durch das Gedicht von

Wilhelm Busch über Fuchs und Igel allgemein bekannt wurde.

Bewundert viel und viel gescholten

Johann Wolfgang von Goethe

»Bewundert viel und viel gescholten, Helena, / Vom Strande komm ich, wo wir erst gelandet sind.« Mit diesen Worten betritt im sogenannten Helena-Akt im 2. Teil von Goethes »Faust« (1854) die schöne Helena die Bühne.

Treffend charakterisiert sie so ihre Lebensgeschichte. Ihre verführerische Schönheit wurde in der Antike gerühmt. Aber ihre Treulosigkeit dem Gatten gegenüber brachte schließlich das Leid eines langen Krieges über Griechen und Trojaner.

Big Brother is watching you

George Orwell

In seinem Roman »1984« (1949) zeichnet der englische Schriftsteller George Orwell das Schreckensbild eines menschenverachtenden totalitären Staates, in dem das Individuum totaler Überwachung unterliegt und selbst bis in intimste Bereiche verwaltet und beherrscht wird. Die Jahreszahl »1984« wurde zu einer Art Symbolzahl für das Schreckensbild eines solchen Staates.

An der Spitze des Staatsapparates steht ein fiktiver Parteiführer, der »Große Bruder« (englisch: *Big Brother*), dessen Bild allgegenwärtig ist und mit seinen Augen jedem überallhin zu folgen scheint (»Der Große Bruder beobachtet dich«, englisch: *Big Brother is watching you*). Der Ausdruck »der große Bruder« ist dann zur Metapher für eine allmächtige, alle und alles überwachende Staatsgewalt geworden.

Er wird gelegentlich aber auch scherzhaft verwendet, wenn man ausdrücken will, dass eine höhere Stelle, ein größerer, mächtigerer Partner seine Augen überall hat und man stets unter Beobachtung ist.

In Anlehnung an diese Bedeutung wurde *Big Brother* zum Namen von umstrittenen Fernsehshows (erstmals 1999 aus-

gestrahlt), bei der jeweils eine Gruppe von Frauen und Männer teilweise mehrere Monate lang in einem Container wohnen, keine Kontakte zur Außenwelt haben und rund um die Uhr von Kameras beobachtet werden.

Ein Bild für die Götter

Johann Wolfgang von Goethe

So – oder auch als »Anblick« oder »Schauspiel für die Götter« – beschreibt man scherzhaft einen grotesken, komischen Anblick, den jemand oder etwas bietet.

Eine solche Wendung findet sich schon in Goethes Singspiel »Erwin und Elmire« (1775), wo es heißt: »Ein Schauspiel für Götter / Zwei Liebende zu sehn! / Das schönste Frühlingswetter / Ist nicht so warm, so schön«. Bei Goethe wird also das »Schauspiel für Götter« noch als etwas sehr Schönes, keineswegs als etwas Lächerliches angesehen.

Bildung macht frei

Joseph Meyer

Dieses Motto hatte der deutsche Verlagsbuchhändler Joseph Meyer, der Gründer des Bibliographischen Instituts, seiner »Groschen-Bibliothek der deutschen Klassiker für alle Stände« (1850 ff.) vorangestellt. Es wurde bald zum Schlagwort für die Anhänger einer liberalen Schulpolitik.

Im »Schlusswort des Herausgebers« seines 52-bändigen »Großen Conversations-Lexikons« (erschienen 1855) hat er diesen Gedanken noch einmal formuliert: »Die Intelligenz aller ist der stärkste Hort der Humanität und Freiheit.«

Meyers Worte haben ihre Bedeutung bewahrt und bringen auch heute noch zum Ausdruck, dass die Unfreiheit der Unwissenheit nur durch die Durchsetzung des Rechtes aller auf Wissensvermittlung und Information beseitigt werden kann.

Bis hierher und nicht weiter

Die Bibel, Altes Testament

Mit dieser Redensart drückt man aus, dass etwas die Grenze des Tolerierbaren erreicht hat.

Sie geht vermutlich zurück auf das Buch Hiob im Alten Testament. Jahwe stellt darin die Frage: »Wer hat das Meer mit Türen verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleib?« (38, 8) und zitiert dann seine eigenen Worte, mit denen er das Meer bei der Erschaffung der Welt in seine Grenzen verwiesen hat: »Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!« (38, 11).

Die blaue Blume

Aus Mythen und Märchen

Als geheimnisvolles Symbol erscheint die »blaue Blume« in dem Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« (1802) des Dichters Novalis (Friedrich von Hardenberg).

Zu Beginn des Romans erfährt der junge Dichter Heinrich von Ofterdingen durch einen fremden Reisenden von der wunderbaren Blume. Sein ganzes Verlangen richtet sich von diesem Augenblick an darauf, sie zu finden: »Die blaue Blume sehn ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken.«

Heinrich Heine nimmt darauf in seiner Prosaschrift »Geständnisse« Bezug: »Die blaue Blume als das Symbol der romantischen Sehnsucht hat Novalis in seinem Roman Heinrich von Ofterdingen erfunden und gefeiert.«

In Wirklichkeit ist die »blaue Blume« schon vor der Zeit der Romantik zu finden. Sie gehört in die Volkssage, in der vielfach von einer blauen Wunderblume berichtet wird, die einer zufällig findet und die ihm den Zugang zu verborgenen Schätzen eröffnet.

Wenn man heute von jemandem sagt, er suche nach der »blauen Blume«, so bringt man damit meist zum Ausdruck, dass man ihn für einen Träumer hält, für jemanden, der sich nicht auf dem Boden der Realität bewegt.

Bleibe im Lande, und nähre dich redlich

Die Bibel, Neues Testament

Der zum Sprichwort gewordene Vers aus Psalm 37 (Vers 3) ermahnt die Gläubigen dazu, sich zu bescheiden, keinen

Neid gegenüber den »Gottlosen« bei sich aufkommen zu lassen: »Denn wie das Gras werden sie (= die Bösen, die Übeltäter) bald abgehauen, und wie das grüne Kraut werden sie verwelken« (Vers 2).

Das Sprichwort wird heute vielfach mit leicht ironischem Unterton gebraucht. Es rät von Plänen ab, die vom Sprecher als allzu hochfliegend oder riskant angesehen werden, und empfiehlt, mit der gewohnten Umgebung und Lebenssituation zufrieden zu sein.

Blut ist dicker als Wasser

Wilhelm II.

Der Ausspruch – eine auch in anderen Sprachen zu findende Redensart – wurde durch den deutschen Kaiser Wilhelm II. besonders populär.

Der Kaiser bezog sie auf das Verhältnis von Deutschen und Engländern zueinander. Es sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, dass für beide Völker ihre Stammesverwandtschaft ihren Zusammenhalt bedinge, der durch die geografische Trennung durch Nordsee und Ärmelkanal nicht beeinträchtigt werden könne.

Die Redensart betont die besondere Bedeutung von Blutsverwandtschaft, deren Bindungen stärker als alles andere sind.

Blut, Schweiß und Tränen

Winston Churchill

Im Original lautet der Kontext des Zitats: *I would say to the House, as I said to those who have joined this Government, ›I have nothing to offer but blood, toil, tears and sweat‹.* (»Ich möchte dem Haus sagen, was ich zu denjenigen sagte, die sich dieser Regierung angeschlossen haben: Ich habe nichts anzubieten als Blut, Mühe, Tränen und Schweiß.«) Es stammt aus einer Rede, die Winston Churchill als englischer Premierminister am 13. Mai 1940 vor dem Unterhaus gehalten hat.

Zum geflügelten Wort wurde der Ausspruch in verkürzter Form. Er wird in Zusammenhängen gebraucht, in denen von einer Aufgabe die Rede ist, die einem Einzelnen oder einer Gruppe den größten Einsatz und harte Entbehrungen abverlangt.

Eine böse Sieben

Johann Sommer

Als »böse Sieben« bezeichnet man umgangssprachlich eine zanksüchtige Frau.

In der Literatur findet sich der Ausdruck mit dieser Bedeutung zuerst bei dem Schriftsteller Johann Sommer in seinem Werk »Ethographia mundi« (auf Deutsch: »Sittenbeschreibung der Welt«). Hierin heißt es: »Ist denn deine Frau so eine böse Siebene …?«

Mutmaßlich geht der Ausdruck auf eine Spielkarte in dem seit dem 15. Jahrhundert bekannten Kartenspiel »Karnöffel« zurück. In diesem Spiel gab es eine Karte mit der Zahl Sieben, die alle anderen stechen, ihrerseits aber von keiner anderen Karte gestochen werden konnte. Man nannte sie »Teufel« oder »böse Sieben«.

Dass eine zanksüchtige Frau mit der »bösen Sieben« in Verbindung gebracht wurde, erklärt sich daraus, dass auf dieser Spielkarte eine Frau abgebildet war, die mit ihrem Mann streitet.

Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube

Johann Wolfgang von Goethe

Wenn zum Ausdruck gebracht werden soll, dass man einer Sache sehr skeptisch gegenübersteht, dass man etwas sehr wohl verstanden hat, es aber nicht glauben oder für wahr halten kann, dann wird oft dieses Zitat aus Goethes »Faust« (1829 uraufgeführt) angeführt.

Es sind die Worte, mit denen Faust den Verlust seines Glaubens konstatiert, als bei seinem Versuch, Gift zu nehmen, »Glockenklang und Chorgesang« zu ihm hereindrin-

gen und der »Chor der Engel« die Auferstehung Christi verkündet.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt

Friedrich Schiller

Das Wort vom »braven Mann« stammt aus dem Schauspiel »Wilhelm Tell« (1804) von Schiller. Es wird bereits in der 1. Szene des 1. Akts von Wilhelm Tell selbst gesprochen und bestimmt als eine Art Grundmotiv das gesamte Schauspiel.

Der »brave Mann« ist nach älterem Sprachverständnis ein Mensch, der sich durch Rechtschaffenheit und Mut auszeichnet. Ein solcher Mensch ist auch fähig, seine eigene Person, seine Interessen in selbstloser Weise zurückzustellen, sich opferbereit für andere einzusetzen.

Dieses Schillerzitat wird, auch wenn es Generationen von Schülern als Aufsatzthema gestellt worden ist, heute nur selten noch in seinem eigentlichen Sinn zitiert. Sehr viel häufiger ist der scherzhafte oder auch respektlos ironische Gebrauch, der bis zur unverhohlenen Abwandlung zu »Der brave Mann denkt an sich selbst zuerst« geht.

Der Brustton tiefster Überzeugung

Heinrich von Treitschke

Dieser Ausdruck geht auf den Historiker Heinrich von Treitschke zurück. Er verwendete ihn in dem Aufsatz »Fichte und die nationale Idee«, erschienen in dem Sammelwerk »Historische und politische Aufsätze«.

Der »Brustton« ist der mit der »Bruststimme« hervorgebrachte Ton, bei dem der menschliche Brustkorb als Resonanzkörper dient. Er ist also ein Ton, der sehr voll und tragend klingen kann. Etwas »im« oder »mit dem Brustton der Überzeugung äußern« bedeutet »etwas äußern, wovon man völlig überzeugt ist«.

Buch des Lebens

Die Bibel, Neues Testament

Das Bild vom »Buch des Lebens« eines Menschen als dessen Schicksalsbuch, als Zusammenfassung gewissermaßen sei-

nes Lebens und Wirkens, geht auf die Bibel zurück. In das bereits im Alten Testament erwähnte Buch werden nach jüdischer Überlieferung die Gerechten von Gott eingetragen, während die Sünder daraus getilgt werden.

Das Buch wird mehrfach in der Bibel genannt, so im Psalm 69, wo vom »Buch der Lebendigen« die Rede ist, im Brief des Paulus an die Philipper und an verschiedenen anderen Stellen. Besonders bekannt geworden ist es aber durch die häufige Erwähnung in der Offenbarung des Johannes, wo es als »ein Buch ... versiegelt mit sieben Siegeln« bezeichnet wird.

Ein Buch mit sieben Siegeln

Die Bibel, Neues Testament

Die Wendung »jemandem oder für jemanden ein Buch mit sieben Siegeln sein« hat die Bedeutung »für jemanden unverständlich, nicht durchschaubar sein, ein Geheimnis bleiben«.

Sie hat ihren Ursprung in der Bibel. Dort ist an mehreren Stellen von einem Buch die Rede, das als »Buch des Lebens« bezeichnet wird.

In der Offenbarung des Johannes heißt es von diesem Buch: »Und ich sah in der rechten Hand des, der auf dem Stuhl saß, ein Buch, beschrieben inwendig und auswendig, versiegelt mit sieben Siegeln.« Und es heißt weiter: »Und niemand im Himmel noch auf Erden noch unter der Erde konnte das Buch auftun und hineinsehen.«

Goethe gebraucht die Wendung »jemandem ein Buch mit sieben Siegeln sein« im »Faust«: Der Famulus Wagner, der davon schwärmt, sich »in den Geist der Zeiten zu versetzen«, wird von Faust mit den Worten zurechtgewiesen: »Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit / Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln ...«

Die Büchse der Pandora

Hesiod

Der aus der griechischen Mythologie stammende Ausdruck wird in der Bedeutung »etwas Unheil Bringendes« gebraucht.

Nach dem griechischen Dichter Hesiod war Pandora eine von Hephaistos aus Erde geformte, von den Göttern mit allen Vorzügen ausgestattete Frau, die Zeus mit einem Tonkrug, der alle Übel und Leiden enthielt, auf die Erde sandte. Die Menschen, die bis dahin ohne Krankheit und Not gelebt hatten, wurden durch das Öffnen des Gefäßes für den Raub des Feuers durch Prometheus bestraft.

Business as usual

Winston Churchill

Dieser englische Ausdruck wurde durch Winston Churchill populär, der in einer Rede anlässlich eines Banketts in der Londoner »Guildhall« am 9. November 1914 sagte: *The maxim of the British people is ›Business as usual‹* (»Die Maxime des britischen Volkes ist ›Die Geschäfte gehen ihren normalen Gang‹«). Der damalige Marineminister Churchill bezog sich damit auf die Ereignisse des Ersten Weltkriegs und deren Einfluss auf das britische Wirtschafts- und Geschäftsleben.

Man verwendet den Ausdruck heute ganz allgemein zur Charakterisierung einer Lage, in der entweder nichts Besonderes zu vermelden ist, oder in der irgendwelche Geschehnisse ohne Auswirkung auf den üblichen Verlauf der Dinge geblieben sind.

C

Carpe diem!

Horaz

Diese Lebensregel findet sich in den »Oden« des römischen Dichters Horaz, wo es heißt: *Carpe diem quam minimum credula postero* (deutsch »Greif diesen Tag, nimmer traue dem nächsten«).

Sie lässt sich auch mit »Nutze den Tag!« oder »Genieße den Augenblick!« wiedergeben und wird dementsprechend entweder als Aufforderung zitiert, seine Zeit nicht mit nutzlosen Dingen zu vertun, oder als Rechtfertigung für eine auf Genuss und diesseitige Lebensfreude ausgerichtete Einstellung, die wenig Sinn im ängstlich-vorsorgenden Sparen und Planen für die Zukunft sieht.

Cave canem!

Petronius Arbiter

Dieser lateinische Spruch wird heute in zwei Bedeutungen verwendet: »Vorsicht, der Hund ist bissig!« und ganz allgemein »Nimm dich in Acht! Sieh dich vor!«

In alten römischen Villen findet er sich (mit der ersten Bedeutung) als Inschrift auf Tür oder Schwelle. Eine entsprechende Schilderung gibt der römische Schriftsteller Petronius Arbiter im »Gastmahl des Trimalchio«, einer Einlage seines Romans »Satyricon«.

Ceterum censeo

Cato der Ältere

Das Zitat wird als Ausdruck einer hartnäckig wiederholten Forderung, einer festen Überzeugung gebraucht.

Mit dem Satz *Ceterum censeo Carthaginem esse delendam* (auf Deutsch: »Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss«) soll der römische Staatsmann und Schriftsteller Cato der Ältere jede seiner Reden im römischen Senat abgeschlossen haben. Cato sah in Kar-

thago einen gefährlichen Handelskonkurrenten der Römer, den es unbedingt auszuschalten galt.

Cherchez la femme!

Alexandre Dumas der Ältere

Das Zitat (wörtlich übersetzt: »Suchen Sie die Frau!«) wird im Sinne von »Dahinter steckt bestimmt eine Frau!« gebraucht.

Es findet sich in dem Drama »Les Mohicans de Paris« von Dumas père. Möglicherweise geht es auf eine Stelle in den »Satiren« des römischen Dichters Juvenal (um 60 bis nach 127) zurück: *Nulla fere causa est, in qua non femina litem moverit* (»Es gibt kaum einen Prozess, bei dem nicht eine Frau den Streit ausgelöst hätte«).

Chacun à son goût

Johann Strauß

Die Redensart mit der Bedeutung »jeder nach seinem Geschmack; jeder, wie es ihm beliebt« wurde vor allem durch das Couplet des Prinzen Orlowsky aus der Operette »Die Fledermaus« (1874 uraufgeführt) von Johann Strauß bekannt.

Der von Carl Haffner und Richard Genée verfasste Text stützt sich auf das Vaudevillestück »Réveillon« von Henri Meilhac und Ludovic Halévy. Der Refrain des Couplets lautet: »'s ist mal bei mir so Sitte, / Chacun à son goût.«

Man zitiert gelegentlich auch die erste Zeile dieses Refrains, wenn man zum Ausdruck bringen will, dass man von einer Gewohnheit nicht Abstand nehmen möchte.

Citius, altius, fortius

Pierre de Coubertin

Das lateinische Motto der Olympischen Spiele der Neuzeit – auf Deutsch »Schneller, höher, weiter (eigentlich: stärker)« – wurde von Pierre de Coubertin propagiert, der den Rekord, die sportliche Höchstleistung an die Spitze eines pyramidenförmig gedachten Modells des modernen Sports stellte.

Der Begründer der neuzeitlichen Olympischen Spiele griff dabei auf eine Formulierung des französischen Dominikanermönchs Henri-Martin Didon (1840–1900) zurück, der als Schriftsteller, Prediger und Erzieher wirkte.

Der Wahlspruch ist in der Sportdidaktik heute nicht mehr unumstritten, da er der Spitzenleistung ein höheres Gewicht beimisst als dem zumindest gesundheitspolitisch wichtigeren Breitensport.

Cogito, ergo sum

René Descartes

Der französische Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler René Descartes fasste in seinem 1644 erschienenen lateinisch geschriebenen Hauptwerk »Principia philosophiae« (»Die Prinzipien der Philosophie«, 1863 deutsch unter diesem Titel) die Ergebnisse seines Denkens und Forschens in der Aussage zusammen: *Haec cognitio: ego cogito, ergo sum, est omnium prima et certissima* (»Diese Erkenntnis: Ich denke, also bin ich, ist von allen die erste und zuverlässigste«).

Bereits 1637 hatte er diesen Satz in seinem anonym erschienenen »Discours de la méthode« kurz und prägnant französisch formuliert: *Je pense, donc je suis.* Populär wurden die lateinische verkürzte Form *Cogito, ergo sum* und die Übersetzung »Ich denke, also bin ich«.

Besonders die Jugend- und Spontisprache hat zahlreiche scherzhafte Abwandlungen des Zitats hervorgebracht wie »Ich denke, also bin ich hier falsch«. Weitere Varianten finden sich in Sätzen wie »Ich schreibe, also bin ich« oder gar »Ich jogge, also bin ich«, mit denen man zum Ausdruck bringt, dass eine bestimmte Tätigkeit entweder im Zentrum des eigenen Lebens steht oder so etwas wie den eigenen gesellschaftlichen »Stellenwert« bestimmt.

Theodor Fontane

Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser

Diese sentenzhafte Ansicht äußert im 4. Kapitel von Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin« (1897) die Hauptfigur Dubslav von Stechlin gegenüber Czako, dem Regimentskameraden seines Sohnes.

Er bezieht sich damit auf die große Zeit der Heiligen Allianz von 1815: »Große Zeit ist es immer nur, wenn's beinah schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muss: ›Jetzt ist alles vorbei.‹ Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache.«

Mit dem Zitat bekräftigt man seine Absicht, ein Ziel durch Geduld und zähes Beharren zu erreichen und auf riskante Aktionen zu verzichten.

Plinius der Ältere

Cum grano salis

Dieser lateinische Ausdruck geht auf eine Stelle in der »Naturalis historia« (»Naturgeschichte«) von Plinius dem Älteren zurück, wo er schreibt, dass die Wirkung eines bestimmten Gegengiftes nur durch die Beigabe von einem Körnchen Salz gewährleistet sei.

Im heutigen Sprachgebrauch hat das Zitat die Bedeutung von »mit einigen Einschränkungen, nicht ganz wörtlich zu nehmen«.

D

Da schweigt des Sängers Höflichkeit

August Friedrich Ernst Langbein

Für diese Redensart gibt es verschiedene Quellen. Man findet sie in der Form »Das verschweigt des Sängers Höflichkeit« als Kehrreim eines um 1800 in Berlin erschienenen Liedes eines unbekannten Verfassers.

Einen ähnlichen Wortlaut hat ein 1812 entstandenes Gedicht von August Friedrich Ernst Langbein mit dem Titel »Die Weissagung«. Es beginnt mit den Zeilen »In einem Städtlein, dessen Namen / des Dichters Höflichkeit verschweigt.«

Man verwendet die Redensart, um auszudrücken, dass man sich über eine bestimmte heikle Sache nicht äußern möchte. Sie kann jedoch auch der leicht vorwurfsvolle Kommentar zu jemandes Schweigen auf eine bestimmte Frage sein.

Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor

Johann Wolfgang von Goethe

Am Anfang von Goethes »Faust I« (1829) spricht Faust in der Szene »Nacht« diese Worte nach dem Hinweis auf alle seine bisherigen, von ihm offensichtlich als nutzlos angesehenen Studien.

Der heutige Gebrauch hat eher scherzhaften Charakter und bezieht sich auf alltägliche Situationen, in denen man immer noch nicht weiß, wie man etwas zu verstehen hat oder wie man sich verhalten soll.

Da werden Weiber zu Hyänen

Friedrich Schiller

Die Gedichtzeile stammt aus Schillers 1799 entstandenem »Lied von der Glocke«.

Das Gedicht nimmt an dieser Stelle Bezug auf die Französische Revolution (1789–1799). »›Freiheit und Gleichheit!‹ hört man schallen; / Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr, / Die Straßen füllen sich, die Hallen, / Und Würgerbanden ziehn umher.« Die entfesselten Volksmassen wüten in den Straßen.

In diesen Zusammenhang gehören die Zeilen: »Da werden Weiber zu Hyänen / Und treiben mit Entsetzen Scherz.«

Das Zitat wird heute oft in abschätzigem Sinn auf Frauen bezogen, die sich sehr ungestüm für etwas einsetzen oder auf etwas reagieren.

Damoklesschwert

Christian Fürchtegott Gellert

Die Metapher, Sinnbild für eine drohende Gefahr, der sich jemand ausgesetzt sieht, geht zurück auf eine schon von verschiedenen Autoren der Antike – zum Beispiel von Cicero und Horaz – erzählte Geschichte.

Sie berichtet von einem Höfling des Tyrannen Dionys I. von Syrakus (404–367 v. Chr.) mit Namen Damokles. Damokles beneidete den Tyrannen um das Glück, mit allen Gütern der Erde gesegnet zu sein. Dionys erteilte ihm eine drastische Lehre. Er überließ Damokles seinen Platz an der fürstlichen Tafel, aber gleichzeitig ließ er ein Schwert an einem Pferdehaar über ihm aufhängen.

Christian Fürchtegott Gellert gab dieser Geschichte die Form einer Fabel. Hierin heißt es zu Beginn: »Glaubt nicht, dass bei dem größten Glücke / Ein Wütrich jemals glücklich ist; / Er zittert in dem Augenblicke, / Da er der Hoheit Frucht genießt. / Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken, / Und lässt ihn nichts als teures Elend schmecken.«

Danaergeschenk

Vergil

Als »Danaergeschenk« bezeichnen wir ein Geschenk, das für den Empfänger zunächst etwas Erwünschtes darstellt, sich dann aber als fragwürdig oder gar unheilvoll erweist.

Der Ausdruck geht auf eine Stelle im 2. Gesang der »Äneïs« von Vergil zurück: *Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes* (»Was es auch sei: Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke machen«).

In der Tragödie »Agamemnon« von Seneca, in der ebenfalls der Kampf um Troja geschildert wird, findet sich die Formulierung: *Danaum fatale munus* (»verhängnisvolles Geschenk der Danaer«).

Die Danaer (= die Griechen), die Troja belagert hatten, waren zum Schein abgezogen und hatten am Strand vor der Stadt ein hölzernes Pferd zurückgelassen. Vergebens versuchte der Priester Laokoon die Trojaner vor diesem »Geschenk der Danaer« zu warnen. Man schaffte es in die Stadt, und aus seinem Bauch kam nachts eine Schar Krieger der Danaer hervor, die die Stadt zu Fall brachten.

Auch der Ausdruck »Trojanisches Pferd« wird in der oben angegebenen Bedeutung als Zitat verwendet.

Daran erkenn ich meine Pappenheimer

Friedrich Schiller

Die Redewendung »seine Pappenheimer kennen« hat die Bedeutung »wissen, woran man mit bestimmten Leuten ist, ihre Eigenheiten, besonders ihre Schwächen, kennen«.

Sie geht auf das Lob zurück, das Wallenstein in Schillers Drama »Wallensteins Tod« den Männern des Kürassierregiments des Grafen von Pappenheim ausspricht. Sie hatten ihm die Treue bewahrt, während sich andere Regimenter auf kaiserlichen Befehl bereits von Wallenstein als einem Landesverräter abgewendet hatten.

Die »Pappenheimer« wollen von Wallenstein selbst hören, was er vorhat: »Kein fremder Mund soll zwischen uns sich schieben, / Den guten Feldherrn und die guten Trup-

pen.« Wallenstein antwortet darauf: »Daran erkenn ich meine Pappenheimer.«

Darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig

Horaz

Dieser Ausspruch geht wohl auf eine Äußerung des römischen Dichters Horaz im Vers 78 seiner »Ars poetica« (»Dichtkunst«) zurück. Er sagt hier mit Bezug auf das elegische Versmaß der Distichen, von dem man nicht wisse, wer es zuerst verwendet hat: *Grammatici certant, et adhuc sub iudice lis est* (»Die Grammatiker streiten, und noch ist der Rechtsstreit nicht entschieden«).

Man verwendet das Zitat, um auszudrücken, dass die Ursache von etwas noch nicht bekannt ist, dass man über etwas Bestimmtes noch nichts Genaues weiß. Auch die abgewandelte Formulierung »Darüber streiten sich die Gelehrten« ist in dieser Bedeutung gebräuchlich.

Das also war des Pudels Kern

Johann Wolfgang von Goethe

Der Ausspruch stammt aus Goethes »Faust I« (1829).

Während des »Osterspaziergangs« gesellt sich zu Faust und Wagner ein schwarzer Pudel, dessen seltsames Gebaren Faust auffällt: »Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise / Er um uns her und immer näher jagt? / Und irr ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel / Auf seinen Pfaden hinterdrein.« Der Pudel begleitet Faust in sein Studierzimmer und verwandelt sich vor seinen Augen: »Das ist nicht eines Hundes Gestalt! / Welch ein Gespenst bracht ich ins Haus! / Schon sieht er wie ein Nilpferd aus ...« Schließlich nimmt das Tier menschliche Gestalt an, Mephisto tritt im Kostüm eines fahrenden Scholaren hervor. Darauf folgt Fausts überraschter Ausruf.

Man verwendet das Zitat auch heute, um seiner Überraschung über etwas, das sich lange nicht recht erkennen oder durchschauen ließ, Ausdruck zu geben.

Das begreife ein andrer als ich

Albert Lortzing

Dieses Zitat stammt aus der Oper »Zar und Zimmermann« (1837 uraufgeführt) von Albert Lortzing.

Im Finale des 2. Aufzugs muss der wichtigtuerische Bürgermeister von Saardam, van Bett, erfahren, dass er unter anderem auch den russischen Gesandten fälschlich als »Staatsverräter« verdächtigt hat. Seine Überraschung drückt er mit folgenden Worten aus: »O Donnerwetter! Was soll das sein? / Das begreife ein andrer als ich.«

Das Zitat wird in Situationen verwendet, die einem völlig unverständlich sind, oder auf Vorgänge, Entscheidungen bezogen, die man nach eigenen Maßstäben oder Vorstellungen nicht nachvollziehen kann oder will.

Das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft

Aus Film und Fernsehen

Mit den Worten »Louis, ich glaube, das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft«, die der Barbesitzer Rick Blaine an den örtlichen Polizeichef Louis Renault richtet, endet der berühmte, zum Kultfilm und Evergreen gewordene amerikanische Film »Casablanca«, der 1942 mit den Hauptdarstellern Ingrid Bergman und Humphrey Bogart gedreht wurde.

Der Satz (im englischen Originaltext: *Louis, I think this is the beginning of a beautiful friendship*) wird meist scherzhaft oder auch ironisch zitiert, etwa wenn sich irgendwo eine menschliche Beziehung abzeichnet, die man alles andere als freundschaftlich nennen möchte.

Das ist ein weites Feld

Theodor Fontane

Es gibt zwei Quellen für diese Redensart. Man findet sie zum einen in dem Roman »Der Nachsommer« (1857) von Adalbert Stifter. Dort heißt es: »Das ist ein weites Feld, von dem ihr da redet«. In Theodor Fontanes Roman »Effi Briest« (1895) verwendet der Vater der Titelheldin mehrfach diese Floskel. Am Ende des Romans beschließt er ein Gespräch

mit seiner Frau über das Schicksal der Tochter Effi mit den Worten: »Ach, Luise, lass ..., das ist ein zu weites Feld.«

Man zitiert – wohl nach Fontane –: »Das ist ein weites Feld« bzw. »Das ist ein weites Feld, Luise«, womit man zum Ausdruck bringt, dass ein Thema zu weitläufig ist, als dass man es – im Gespräch – erschöpfen könnte, oder dass eine Frage nicht leicht zu beantworten ist, dass es viel dazu zu sagen gäbe.

Günter Grass gab seinem Fontane-Roman aus dem Jahr 1995 den Titel »Ein weites Feld«.

Dastehen wie Buridans Esel

Johannes Buridan

Die Formulierung mit der Bedeutung »sich zwischen zwei gleichwertigen Dingen nicht entscheiden können« bezieht sich auf eine dem französischen Philosophen Johannes Buridan zugeschriebene Parabel, nach der ein hungriger Esel aus Unentschlossenheit vor zwei gleichen Bündeln Heu verhungern würde; sie ist in dieser Form aber in seinen Schriften nicht nachzuweisen.

Der Grundgedanke stammt aus Aristoteles' »De caelo« (»Über den Himmel«) und wird in Buridans Kommentar zu diesem Werk am Beispiel des Hundes aufgenommen. Der Esel ist möglicherweise eine von Gegnern Buridans erfundene Abwandlung.

Dein Wunsch war des Gedankens Vater

William Shakespeare

Mit diesen Worten empfängt ziemlich ungehalten König Heinrich IV. im 2. Teil von Shakespeares gleichnamigem historischem Drama (1598 uraufgeführt) seinen Sohn Heinrich, den Prinzen von Wales.

Der Prinz hatte den auf dem Krankenlager in tiefem, ohnmachtähnlichem Schlaf liegenden Vater für tot gehalten und dessen Krone an sich genommen, bereit, sie als legitimer Nachfolger würdig zu tragen. Im englischen Original sagt der König: *Thy wish was father, Harry, to that thought.*

Heinrichs Ausspruch wird heute fast nur noch in der abgewandelten Form »Der Wunsch ist / war [hier] Vater des Gedankens« zitiert.

Man drückt damit aus, dass jemand etwas behauptet, das zwar seinen Wunschvorstellungen entspricht, dass sich die Dinge in der Wirklichkeit aber ganz anders darstellen.

Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht

Heinrich Heine

Der freiwillige Entschluss Heinrich Heines, 1831 nach Paris überzusiedeln, eröffnete ihm neue politische und kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten. Seine Liebe zum »wirklichen Deutschland« – wie er es formulierte –, wo seine Schriften seit 1835 verboten waren, kam aber immer wieder in seiner lyrischen Dichtung der Folgezeit zum Ausdruck.

Eines seiner meistzitierten Gedichte aus dieser Zeit sind die »Nachtgedanken« (1843), deren erste Strophe lautet: »Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht, / Ich kann nicht mehr die Augen schließen, / Und meine heißen Tränen fließen.«

Die Anfangsverse werden heute noch zitiert, wenn auf ein mit großer Skepsis beobachtetes Geschehen Bezug genommen wird, das in irgendeiner Form mit Deutschland oder den Deutschen in Zusammenhang steht.

Denn ein Haifisch ist kein Haifisch, wenn man's nicht beweisen kann

Bertolt Brecht

Der »Haifisch« ist in Bertolt Brechts »Dreigroschenoper« (1928 uraufgeführt) der Straßenräuber und Geschäftemacher Macheath, dem man aber, wie es schon in der zu Anfang gesungenen »Moritat von Mackie Messer« heißt, nichts beweisen kann. Zwei hierzu später nachgedichtete Strophen lässt Brecht jeweils enden: »Denn ein Haifisch ist kein Haifisch, / Wenn man's nicht beweisen kann.«

Diese Verse werden zitiert, wenn man resigniert feststellen muss, dass jemand seiner gerechten Strafe nicht zugeführt werden kann, da es für seine kriminellen Machenschaften – seien sie auch noch so offensichtlich – keine juristisch stichhaltigen Beweise gibt.

Auch als ironischer Kommentar zu einer allzu spitzfindigen oder überflüssigen Beweisführung ist das Zitat geläufig.

Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist

Gotthold Ephraim Lessing

Das Zitat ist der Schlusssatz aus Gotthold Ephraim Lessings 30.Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« vom 11. August 1767.

Der Autor wertet damit am Beispiel der syrischen Königin Kleopatra Thea Euergetes (»Rodogune«, 1644) die Helden der Tragödien des französischen Dichters Pierre Corneille (1606–1684) ab. »Nicht wahr« bedeutet bei Lessing »unnatürlich, gekünstelt«; er bezieht sein Diktum auf den Stolz als Motivation der corneilleschen Kleopatra, wo Eifersucht seiner Ansicht nach natürlicher, »wahrer« gewesen wäre.

Das Zitat wird heute im allgemeineren Sinne verwendet; man drückt damit aus, dass wahre Größe nicht auf Lüge, auf falschen Schein gegründet sein kann.

... denn sie wissen nicht, was sie tun

Aus Film und Fernsehen

So lautet der deutsche Titel eines 1955 gedrehten Films des amerikanischen Regisseurs Nicholas Ray (englischer Titel: »Rebel Without a Cause«). James Dean verkörpert darin die Jugend der Nachkriegszeit, die die traditionellen Werte ablehnt und in der überkommenen Ordnung keine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung mehr sieht.

Zitiert wird der deutsche Filmtitel, wenn man – mit einem Kopfschütteln sozusagen – zu erkennen geben will, dass jemandes Handlungsweise eigentlich jeglicher Vernunft zuwiderläuft. Ihm liegt die Bitte des gekreuzigten

Christus im Lukasevangelium zugrunde: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen

Johann Wolfgang von Goethe

Dies sind die Worte des Schülers in der sogenannten Schülerszene in Goethes »Faust I« (1829).

Der Schüler hält es für nützlich, Gehörtes schriftlich festzuhalten, um es dann immer parat zu haben. Heute werden diese Worte – oft ironisch – zitiert, wenn es darum geht, eine Unterlage über eine Aussage, Vereinbarung oder Ähnliches zu haben.

Denn wer da hat, dem wird gegeben

Die Bibel, Neues Testament

Im Matthäusevangelium sagt Jesus zu seinen Jüngern: »Euch ists gegeben, dass ihr das Geheimnis des Himmelreichs versteht; diesen aber ists nicht gegeben. / Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.«

Er erklärt so, warum er zum Volk in Gleichnissen spricht, damit es seine Lehre besser verstehe. Denn wer – wie die J&ünger – ein umfangreicheres Wissen als andere hat, für den ist es leicht, dieses Wissen anzuwenden und auch zu vermehren. Wer aber nur wenig weiß, läuft leicht Gefahr, dieses Wenige noch zu verlieren.

Heute werden diese Worte allerdings gewöhnlich in dem Sinne verwendet, dass es demjenigen, der Besitz und Reichtum angehäuft hat, leicht gemacht wird, noch reicher zu werden.

Der deutsche Michel

Sebastian Franck

Die spöttische Bezeichnung für den Deutschen, meist gemünzt auf den biederen, unpolitischen, etwas schlafmützigen Bürger, findet sich erstmals 1541 in der »Sprichwörtersammlung« des deutschen Dichters Sebastian Franck.

Sie meint dort einen ungebildeten, einfältigen Menschen und wurde in dieser Bedeutung bis ins 17. Jahrhundert verwendet. Zugrunde liegt die in bäuerlichen Kreisen häufige Kurzform des Vornamens »Michael«, der im Mittelalter in der christlichen Welt als Name des Erzengels Michael Verbreitung fand. Als Überwinder des Teufels galt dieser als Schutzheiliger, besonders des deutschen Volkes. Von der städtischen Bildungsschicht dürfte die Kurzform des Namens wohl zuerst satirisch auf den Bauernstand bezogen worden sein und dann in Verbindung mit dem Attribut »deutsch« endgültig eine Ausweitung auf das ganze Volk erfahren haben.

In den Bemühungen des 17. Jahrhunderts um die Reinhaltung der deutschen Sprache kennzeichnet der Name dann den redlichen, aufrechten Deutschen, der seine Muttersprache gegen die Aufnahme von Fremdwörtern verteidigt.

In den 30er- und 40er-Jahren des 19. Jahrhunderts wird er in der politischen Auseinandersetzung zum Spottnamen für den gutmütigen, aber einfältigen und verschlafenen Deutschen (in der Karikatur mit Zipfelmütze dargestellt), der sich seiner Machthaber nicht zu erwehren weiß und wachgerüttelt werden sollte.

Der werfe den ersten Stein

Die Bibel, Neues Testament

Die Redewendung mit der Bedeutung »damit beginnen, einen andern öffentlich zu beschuldigen, ihm etwas vorzuwerfen« ist biblischen Ursprungs.

Im 8. Kapitel des Johannesevangeliums wird davon berichtet, dass Pharisäer und Schriftgelehrte eine Ehebrecherin zu Jesus brachten und ihn (um ihn zu einer falschen Reaktion zu verleiten) fragten: »Mose ... hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst du?« Die entwaffnende Antwort Jesu lautete: »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.«

Deus ex Machina

Platon

Mit dieser lateinischen Wiedergabe einer Stelle im Dialog »Kratylos« des griechischen Philosophen Platon wird in gebildeter Ausdrucksweise ein unerwarteter, im richtigen Moment auftauchender Helfer in einer schwierigen Situation bezeichnet oder auch eine überraschende, unerwartete Lösung eines Problems.

Die Übersetzung lautet wörtlich: »[der] Gott aus der Maschine«. Gemeint ist die Theatermaschine im antiken Theater, eine kranähnliche Vorrichtung, mit deren Hilfe die im Stück überraschend Hilfe bringenden Götter wirkungsvoll auf die Bühne schweben konnten.

Die deutsche Revolution hat im Saale stattgefunden

Kurt Tucholsky

In dem aus »Gedankensplittern« und Aphorismen Kurt Tucholskys zusammengestellten Band »Schnipsel« findet sich im Abschnitt »Wir Negativen« der Text: »Die deutsche Revolution hat im Jahre 1918 im Saale stattgefunden. Das, was sich damals abgespielt hat, ist keine Revolution gewesen: Keine geistige Vorbereitung war da, keine Führer standen sprungbereit im Dunkel; keine revolutionären Ziele sind vorhanden gewesen.«

Man zitiert den ersten Satz – meist verkürzt oder in Abwandlungen wie »Die Revolution findet im Saale statt« –, wenn eine grundlegende Umgestaltung nur halbherzig, ohne die nötige Radikalität durchgeführt wird.

Dichterische Freiheit

Seneca

Dieses Zitat geht zurück auf den römischen Politiker, Philosophen und Dichter Lucius Annaeus Seneca, der in seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen »Quaestiones naturales« (»Untersuchungen, die die Natur betreffen«) er-

klärt: *poeticam istud licentiam decet* (»das gehört zur dichterischen Freiheit«).

Ähnliche Feststellungen finden sich auch bei anderen antiken Autoren wie Cicero, Phädrus, Horaz und Lukian. Unter der dichterischen Freiheit versteht man ursprünglich die freie Entfaltung der poetischen Fantasie, die auch eine Abweichung des Dichters von den Tatsachen und der historischen Genauigkeit umfassen kann.

Heute wird das Zitat auch als scherzhafte Anspielung auf eine Darstellung gebraucht, die offensichtlich sachlich nicht ganz stimmt oder unerwartete sprachliche Eigentümlichkeiten enthält.

Die ich rief, die Geister

Johann Wolfgang von Goethe

Gegen Ende von Goethes Ballade »Der Zauberlehrling« (entstanden 1797) wird dem Zauberlehrling klar, dass sich die von ihm herbeigezauberten dienstbaren Geister nicht mehr unter Kontrolle bringen lassen und mehr tun, als sie eigentlich sollten. Da ihm die Zauberformel zur Beendigung dieses Treibens nicht einfällt, seufzt er verzweifelt: »Die ich rief, die Geister, / Werd ich nun nicht los.«

Das Zitat wird heute (auch in der Form »die Geister, die ich rief«) gebraucht, wenn eine Entwicklung, die man selbst mit in Gang gebracht hat, außer Kontrolle gerät und nicht mehr aufgehalten werden kann.

Die im Dunkeln sieht man nicht

Bertolt Brecht

Am 31. August 1928 wurde in Berlin die »Dreigroschenoper« von Bertolt Brecht, zu der Kurt Weill (1900–1950) die Musik schrieb, uraufgeführt. Der populärste Song aus diesem Werk ist die »Moritat von Mackie Messer«, mit der die Oper beginnt. Zu diesem Song hat Brecht nachträglich einige Strophen geschrieben, von denen besonders die letzte sehr bekannt ist und oft zitiert wird.

Sie greift unter gesellschaftskritischem Aspekt das von Brecht in vielen Variationen behandelte Thema der sozialen Ungerechtigkeit erneut auf und weist mit dem Bild von Licht und Dunkel eindringlich auf die unterschiedliche Lebenssituation der vom Schicksal Begünstigten und der Benachteiligten hin. Die Strophe lautet: »Denn die einen sind im Dunkeln / Und die andern sind im Licht. / Und man siehet die im Lichte. / Die im Dunkeln sieht man nicht.«

Die vorletzte Zeile wird, ebenso wie die letzte, häufig auch allein zitiert, meist in der Form: »Man sieht nur die im Lichte.«

Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

Friedrich Schiller

Mit diesen Worten fasst Don Cesar in Schillers »Braut von Messina« (1803 uraufgeführt) Isabella und Don Manuel gegenüber seine starken Gefühle für Beatrice zusammen, die er liebt und zur Frau nehmen will und von der er noch nicht weiß, dass sie seine Schwester ist.

Das Zitat wird – häufig in der verkürzten Form »Die oder keine!« – auch heute meist auf die Frau bezogen, in der man seine ideale Lebensgefährtin sieht.

Dienstbare Geister

Die Bibel, Neues Testament

Im Brief an die Hebräer aus dem Neuen Testament wird zur Stellung der Engel (im Verhältnis zu Christus) die rhetorische Frage gestellt: »Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit?«

Heute spricht man verhüllend oder anerkennend von dienstbaren Geistern, wenn man Dienstpersonal besonders im Haushalt oder im Hotel meint, das, meist im Hintergrund arbeitend, notwendige, aber oft unzureichend gewürdigte Aufgaben übernimmt.

Dies irae, dies illa

Thomas von Celano

Der Franziskaner Thomas von Celano soll die ergreifende Hymne »Dies irae, dies illa« verfasst haben, die auch als Sequenz in die katholische Totenmesse aufgenommen wurde.

Der lateinische Text beginnt mit den Versen: *Dies irae, dies illa / Solvet saeclum in favilla* (in freier deutscher Nachdichtung: »Tag der Rache, Tag der Zähren, / Wird die Welt in Asche kehren«).

Mit diesem lateinischen Text wird auch Gretchen in der Domszene in Goethes »Faust I« (1829) in Anspielung auf das Jüngste Gericht konfrontiert.

Heute wird das Zitat *Dies irae, dies illa* (wörtlich: »Tag des Zornes, jener Tag«) in gebildeter Ausdrucksweise auf einen Tag bezogen, an dem man heftige Vorwürfe, laute Auseinandersetzungen befürchtet oder diese über sich ergehen lassen muss.

Dies ist ein kleiner Schritt für einen Menschen

Neil Armstrong

Dieses Zitat geht auf den amerikanischen Astronauten Neil Armstrong zurück.

Als er am 20. Juli 1969 die Mondfähre verließ und als erster Mensch seinen Fuß auf den Mond setzte, sprach er die über die Medien weltweit verbreiteten Worte: *That's one small step for a man, one giant leap for mankind* (»Dies ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, ein riesiger Sprung für die Menschheit«).

Man kommentiert mit diesem Zitat Aktionen oder Leistungen, die für sich genommen eher unbedeutend erscheinen, aber im Zusammenhang mit großen, umwälzenden Veränderungen in der Gesellschaft oder in einem Fachbereich stehen.

Dieser Kelch möge an mir vorübergehen

Die Bibel, Neues Testament

Im Matthäusevangelium des Neuen Testaments betet Jesus in Todesangst: »Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir.«

Die bildhafte Ausdrucksweise geht darauf zurück, dass es bereits in der Antike bei einem Gastmahl üblich war, einen gemeinsamen Trinkkelch umgehen zu lassen, der, wenn er mit schlechtem Wein gefüllt war, einfach weitergereicht wurde, ohne dass aus ihm getrunken wurde.

Wenn man heute zitiert »Dieser Kelch möge an mir vorübergehen«, dann verleiht man mit einer Art Stoßseufzer seiner Hoffnung Ausdruck, dass einem ein drohendes Ungemach erspart bleiben möge.

Dieses war der erste Streich

Wilhelm Busch

In der Bildgeschichte »Max und Moritz« von Wilhelm Busch wird der zweite Streich der beiden Lausbuben im Text mit folgenden Worten angekündigt: »Dieses war der erste Streich, / Doch der zweite folgt sogleich.« In entsprechender Weise werden auch alle folgenden Streiche miteinander verbunden.

Mit dem Zitat kommentiert man heute befriedigt oder hoffnungsvoll eine gelungene Aktion, die als Beginn einer fest geplanten Abfolge weiterer Aktionen angesehen wird.

Ding an sich

Immanuel Kant

Dieser philosophische Ausdruck findet sich in Immanuel Kants »Kritik der reinen Vernunft« (1781), wo es im Zusammenhang heißt: »... folglich wir von keinem Gegenstande als Ding an sich selbst, sondern nur sofern es Objekt der sinnlichen Anschauung ist, ... Erkenntnis haben können.« Und an anderer Stelle schreibt Kant: »Was es für eine Bewandtnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Rezeptivität unserer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt.«

Außerhalb der philosophischen Fachsprache sprechen wir von einem »Ding an sich« (meist in Abwandlungen wie »die Idee an sich« oder »der Sport an sich«), wenn wir uns auf das Eigentliche, Wesentliche einer Sache beziehen wollen. Dabei bleibt Kants Reflexion über die begrenzte Erkenntnisfähigkeit des Menschen unbeachtet.

Do ut des

Hugo Grotius

Diese altrömische Rechtsformel, die bei Vertragsabschlüssen oder Tauschgeschäften gebraucht wurde, bedeutet übersetzt: »Ich gebe, damit du gibst.«

Sie findet sich in dem Hauptwerk des niederländischen Rechtsgelehrten Hugo Grotius, das unter dem Titel »De jure belli ac pacis libri tres« (»Drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens«) im Jahre 1625 veröffentlicht wurde.

Heute wird sie gebraucht, um anzudeuten, dass man mit einer Gegengabe oder einem Gegendienst rechnet.

Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so

Bertolt Brecht

Dieses Zitat stammt aus der »Dreigroschenoper« von Bertolt Brecht.

Im »Ersten Dreigroschen-Finale« stellt der den Armen wohlgesinnte Geschäftsmann Peachum mit der Bibel in den Händen fest: »Doch leider hat man bisher nie vernommen / Dass einer auch sein Recht bekam – ach wo! / Wer hätte nicht gern einmal Recht bekommen / Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.«

Man zitiert die letzte Zeile, wenn äußere Umstände ein Vorhaben vereiteln oder um bestehende Ungerechtigkeiten oder Unzulänglichkeiten zu kritisieren.

Dornröschenschlaf

Brüder Grimm

Von einem »Dornröschenschlaf« spricht man, wenn man ein allzu untätiges, verträumtes Dasein charakterisieren

will, gelegentlich auch dann, wenn man kritisieren will, dass eine bestimmte Entwicklung »verschlafen« wurde.

Der Ausdruck bezieht sich auf das Märchen der Brüder Grimm vom »Dornröschen«, einer Königstochter, die mit ihrem ganzen Hofstaat in einen hundert Jahre dauernden Schlaf versetzt wird. Daraus wird sie erst durch den Kuss eines Königssohns wieder erweckt.

Die drei Grazien

Hesiod

Die drei Grazien waren im römischen Altertum als göttliche Gestalten Sinnbilder jugendlicher Anmut und Lebensfreude. Sie entsprechen den Chariten der griechischen Mythologie, die bei dem altgriechischen Dichter Hesiod als Dreiheit auftreten und sich häufig im Gefolge von Hermes, Aphrodite und Apoll finden.

Heute bezeichnet man so – scherzhaft, oft auch ironisch – drei weibliche Personen, die gemeinsam in Erscheinung treten.

Drachensaat

Hyginus

Gedanken oder Äußerungen, die Zwietracht säen oder anderen Schaden anrichten, werden nach einer Fabel des römischen Schriftstellers Hyginus in gehobener Sprache häufig mit dieser Metapher bezeichnet.

In der Fabel wird erzählt, wie Kadmos, der Ahnherr des thebanischen Königshauses, in der griechischen Mythologie einen dem Gott Ares heiligen Drachen erschlägt. Auf den Rat der Göttin Athene sät er dessen Zähne in die Erde. Aus dieser »Drachensaat« erwachsen dann gewaltige Krieger, die sich gegenseitig erschlagen.

Dreiecksverhältnis

Henrik Ibsen

Unter einem »Dreiecksverhältnis« wird heute ganz allgemein die Beziehung einer Person zu zwei Geschlechtspart-

nern verstanden. Ursprünglich wurde damit nur das Liebesverhältnis eines Mannes zu zwei Frauen bezeichnet.

Diese Bezeichnung ist aus dem Ausdruck »dreieckiges Verhältnis« entstanden, den der norwegische Dichter Henrik Ibsen in seinem Schauspiel »Hedda Gabler« verwendet. Nach der Uraufführung dieses Stückes im Jahr 1891 wurde der Ausdruck populär und hat sich schließlich in der Form »Dreiecksverhältnis« durchgesetzt.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!

Friedrich Schiller

Diese Zeilen stammen aus Schillers »Lied von der Glocke« (1799 veröffentlicht); sie raten zur Besonnenheit bei der Wahl des Lebensgefährten oder der Lebensgefährtin.

Wie viele Verse dieses Gedichts werden sie heute fast nur noch in scherzhaft abgewandelter Form gebraucht, etwa mit folgendem zweiten Teil: »... ob sich nicht noch was Besseres findet.«

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus

Johann Wolfgang von Goethe

Mit diesen Worten reagiert König Thoas in Goethes »Iphigenie auf Tauris« (1779 uraufgeführt) auf die Enthüllung der Heldin, sie sei aus dem verfluchten Geschlecht des Tantalus.

Heute wird in diesem Zitat oft »großes Wort« durch »wahres Wort« ersetzt.

E

Ecce, homo!

Die Bibel, Neues Testament

Dies ist die lateinische Übersetzung einer Stelle aus dem Johannesevangelium, auf Deutsch (nach Luther): »Sehet, welch ein Mensch!«

Mit diesen Worten führte Pilatus den anklagenden Juden den gegeißelten Jesus vor.

In der Kunst entwickelte sich daraus das Ecce-Homo, die Darstellung des dornengekrönten Christus. Friedrich Nietzsche nannte den Rückblick auf sein Leben und Schaffen »Ecce homo. Wie man wird, was man ist«.

Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr

Die Bibel, Neues Testament

Die Redensart im Sinne von »es ist so gut wie unmöglich« geht auf eine Stelle im Matthäusevangelium zurück, wo Jesus zu seinen Jüngern sagt: »Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.«

Die Bedeutung von Nadelöhr im Zitat selbst ist unklar. Entweder könnte damit ein kleines Tor in der alten Jerusalemer Stadtmauer gemeint sein, oder es könnte eine Verwechslung der Wörter für »Kamel« und »Schiffstau« im Aramäischen vorliegen, wo die entsprechenden Wörter sehr ähnlich sind.

Ei des Kolumbus

Girolamo Benzoni

Der Ausdruck im Sinne von »überraschend einfache Lösung« geht auf eine Anekdote in Girolamo Benzonis »Historia del mondo nuovo« aus dem Jahr 1565 zurück.

Danach habe sich Kolumbus bei einem Gastmahl auf eine Bemerkung von der angeblich gar nicht so schwierigen Entdeckung Amerikas hin ein Ei bringen lassen und dann alle

Anwesenden aufgefordert, das Ei auf die Spitze zu stellen. Niemand konnte das, nur Kolumbus brachte das Kunststück zuwege, und zwar dadurch, dass er die Spitze des Eis eindrückte.

Kolumbus war zwar nicht der Erste, dem man diesen Geistesblitz zuschrieb (eine ähnliche Geschichte erzählt der Kunsthistoriker Giorgio Vasari schon 1550 über den Architekten Filippo Brunelleschi, der ein Menschenalter vor Kolumbus lebte), aber durch die Verbindung mit seinem Namen ist die Anekdote bis heute bekannt und »das Ei des Kolumbus« zur festen Fügung geworden.

Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft

Miguel de Cervantes Saavedra

Der spanische Dichter Miguel de Cervantes Saavedra verfasste neben seinem weltbekannten Roman »Don Quijote« auch verschiedene dramatische Werke, darunter neun so genannte »Zwischenspiele« (1615), kurze unterhaltsame Stücke, die zwischen die Akte eines Dramas eingeschoben werden konnten.

In der Übersetzung von Hermann Kurz (1870 / 71) finden sich im vierten Auftritt des Zwischenspiels »La guarda cuydadosa« (»Der wachsame Posten«) die auf einen verliebten Soldaten bezogenen Worte: »O Eifersucht, Eifersucht, du Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.« Das Originalzitat *O zelos, zelos! Quan mejoros llamaran duelos, duelos!* bedeutet eigentlich: »O Eifersüchte, Eifersüchte! Wie viel besser nennt man euch Leiden, Leiden!«

Eigentum ist Diebstahl

Pierre Joseph Proudhon

Die These, die als radikalsozialistischer Slogan auch heute noch verwendet wird, findet sich in der Abhandlung »Qu'est-ce que la propriété?« (»Was ist Eigentum?«) des französischen Frühsozialisten und Schriftstellers Pierre Joseph Proudhon.

Damit griff er die bestehende Eigentumsordnung an, wobei er nicht generell das Prinzip des Privateigentums, sondern in erster Linie dessen ungleiche und ungerechte Verteilung meinte.

Einer für alle

Vergil

Das Zitat, eigentlich »einer für viele« (lateinisch: *unus pro multis*), geht auf das 5. Buch der »Äneis« des römischen Dichters Vergil zurück.

Venus hat für Äneas, den Helden des Epos, bei Neptun Hilfe erbeten für eine glückliche Überfahrt übers Meer. Neptun verspricht, Äneas werde sicher den Hafen erreichen, einer seiner Gefährten aber werde den Tod finden: *Unum pro multis dabitur caput* (»Ein Haupt wird für viele geopfert werden«).

Als Zitat steht »einer für alle« als Ausdruck der Stellvertretung, des Einstehens für andere in einer Gemeinschaft. Auch erweitert um die Umkehrung »alle für einen« findet man es als Wahlspruch, der die Zusammengehörigkeit und das Füreinandereinstehen in einer Gruppe emphatisch zum Ausdruck bringt; so zum Beispiel als Motto der »Drei Musketiere« in dem bekannten Roman von Alexandre Dumas d.Ä. (im französischen Original: *Tous pour un, un pour tous*).

Der eingebildete Kranke

Molière

So lautet der deutsche Titel der Komödie »Le malade imaginaire« des französischen Dichters Molière.

Wir benutzen ihn zur scherzhaft-spöttischen Bezeichnung eines Menschen, der seinen Gesundheitszustand fortwährend ängstlich beobachtet und schon geringfügige Beschwerden als ernste Krankheitssymptome deutet.

Einigkeit und Recht und Freiheit

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

Der Sorge über die Zersplitterung Deutschlands in viele Kleinstaaten gab der Germanist und Lyriker August Hein-

rich Hoffmann von Fallersleben in seinem am 26. 8. 1841 auf Helgoland verfassten Gedicht »Das Lied der Deutschen« Ausdruck.

Der zitierte Vers ist der Anfang der 3. Strophe, er wird dann noch einmal wiederholt.

Seit 1952 wird in der Bundesrepublik Deutschland diese 3. Strophe als offizielle Hymne gesungen.

Eins, zwei, drei! Im Sauseschritt läuft die Zeit; wir laufen mit

Wilhelm Busch

Das muss Tobias Knopp im letzten Teil der »Knopp-Trilogie« (1908 ff.) von Wilhelm Busch feststellen, wenn er seine Tochter Julchen betrachtet, die – eben noch ein wohlgenährter Säugling – zum pausbackigen Kleinkind herangewachsen ist.

Mit diesem Zitat deutet man an, wie schnell die Zeit vergeht und wie rasch wir uns verändern.

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt

Erich Kästner

Mit den Zeilen »Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt, / behaart und mit böser Visage« beginnt das Gedicht »Die Entwicklung der Menschheit« von Erich Kästner.

Es spielt auf die stammesgeschichtliche Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen an und wird bei einer eher skeptischen Betrachtung der menschlichen Entwicklung zitiert.

Einst wird kommen der Tag

Homer

An zwei verschiedenen Stellen der »Ilias«, des Epos des griechischen Dichters Homer über die 51 entscheidenden Tage des Trojanischen Krieges, finden wir die Verse: »Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios (= Troja) hinsinkt, / Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!« Einmal spricht sie Agamemnon, der König von Mykene, zu

seinem Bruder Menelaos, das zweite Mal kommen sie aus dem Munde des trojanischen Helden Hektor.

Heute wird mit dem Versanfang angedeutet, dass der Zeitpunkt kommen wird, an dem etwas Entscheidendes geschieht. Auch als mehr oder weniger scherzhafte Drohung, als Verheißung oder als hoffnungsvoller Stoßseufzer wird dieses Zitat bei entsprechenden Gelegenheiten verwendet.

Der Eiserne Vorhang

Winston Churchill

Mit diesem Ausdruck bezeichnete man nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus westlicher Sicht die Grenze zu den am politischen und wirtschaftlichen System der Sowjetunion orientierten osteuropäischen Staaten – eine Grenze, die die Einblicknahme in die östlichen Verhältnisse verhinderte.

Es handelt sich dabei um die bildliche Verwendung der Bezeichnung für den feuersicheren Abschluss der Theaterbühne gegen den Zuschauerraum, der »eiserner Vorhang« genannt wird (wohl eine Lehnübersetzung des englischen *iron curtain*). Durch die Reden des britischen Politikers Winston Churchill in den Jahren 1945 und 1946 fand der Ausdruck bald weite Verbreitung.

Ein Ende mit Schrecken

Die Bibel, Altes Testament

Von den »Gottlosen« wird im Alten Testament gesagt: »Wie werden sie so plötzlich zunichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken.«

Auch heute noch bezeichnen wir einen schrecklichen, schlimmen Ausgang, den etwas nimmt, mit diesen Worten. Sie finden sich ebenfalls in der Redensart »Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende« (siehe auch diesen Artikel).

Endlich naht sich die Stunde

Wolfgang Amadeus Mozart

Dies sind die Anfangsworte der bekannten Arie der Susanna im 4. Akt von Mozarts Oper »Figaros Hochzeit« (Libretto: Lorenzo da Ponte), die am 1. Mai 1786 in Wien uraufgeführt wurde. Susanna ist glücklich, denn der ehelichen Vereinigung mit dem geliebten Figaro scheint nun nichts mehr im Wege zu stehen.

Zitiert werden diese Worte heute als Ausdruck der Freude darüber, dass nach einer langen Zeit des Wartens ein ersehntes Ereignis eintritt, dass endlich der herbeigewünschte Zeitpunkt gekommen ist.

Entscheidend ist, was hinten rauskommt

Helmut Kohl

»Das Ergebnis zählt«, wollte der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl wahrscheinlich sagen, als er am 31. Oktober 1984 auf einer Pressekonferenz behauptete: »Ich habe keine Probleme, entscheidend ist, was hinten rauskommt.«

Diese etwas unglückliche, oft für Heiterkeit sorgende Formulierung wird immer wieder (auch in der abgewandelten Form »Wichtig ist, was hinten rauskommt«) scherzhaft zitiert, wenn man in einer Diskussion über den richtigen Weg zu einem anvisierten Ziel deutlich machen will, dass es in erster Linie auf das Erreichen des Ziels ankommt.

Er denkt zu viel: Die Leute sind gefährlich

William Shakespeare

Durchaus zu Recht äußert Julius Cäsar in Shakespeares gleichnamiger Tragödie (die vermutlich 1599 entstanden ist) so sein Misstrauen gegenüber Cassius, einem seiner späteren Mörder (im englischen Original heißt die Stelle: *He thinks too much. Such men are dangerous.).*

Ein solches Urteil hört man auch heute noch häufig über Menschen, die sich ihre eigenen Gedanken machen, nicht leicht zu beeindrucken und in keiner Weise autoritätsgläubig sind.

Scherzhaft wird das Zitat gelegentlich auch auf jemanden bezogen, der zu viel grübelt und hinter allem und jedem einen tieferen Sinn sucht.

Er war ein Mann, wir werden nimmer seinesgleichen sehen

William Shakespeare

Dieses Zitat stammt aus Shakespeares Drama »Hamlet«.

Hamlet spricht zu seinem Freund Horatio voller Hochachtung über seinen ermordeten Vater und charakterisiert ihn mit den Worten: »Er war ein Mann; nehmt alles nur in allem; / Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.« (im englischen Original: *He was a man, take him for all in all, / I shall not look upon his like again.).*

Mit dem verkürzten Zitat bekundet man seine besondere Anerkennung oder Bewunderung gegenüber einem Verstorbenen.

Die zweite Hälfte der ersten Zeile (»nehmt alles nur in allem«) wird unabhängig vom Textzusammenhang zitiert, um ein – meist positives – Urteil einzuleiten, zu dem man nach sorgfältiger Überlegung und nach Abwägung aller Fakten und Umstände gekommen ist.

Die Erde hat mich wieder

Johann Wolfgang von Goethe

Mit Erleichterung oder auch nur im Scherz haben sicher schon viele, die gerade ein Flugzeug verlassen haben oder von einem Schiff an Land gegangen sind, dieses Zitat gebraucht.

Aber auch von manchem, der sich aus irgendwelchen Träumen oder Fantasien plötzlich in die harte Realität zurückversetzt fühlte, wurde der Ausspruch angewendet.

Er stammt aus Goethes »Faust« (Teil I).

Faust ist, nachdem er vergebens das Zeichen des Makrokosmos geschaut hat und vom Erdgeist zurückgewiesen worden ist, in seinem Erkenntnisstreben an einem Punkt angelangt, wo er verzweifelt zur Giftphiole greift. Am letz-

ten Schritt wird er dann durch den Chor der Engel gehindert, die den Ostermorgen ankündigen (»Christ ist erstanden«) und am Ende dieser Szene kann er schließlich ausrufen: »O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder! / Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!«

Erhebe dich, du schwacher Geist

Johann Rist

Diese ermunternde Aufforderung an einen andern oder auch an sich selbst, endlich aufzustehen, zu einem Entschluss zu kommen, sich zu etwas aufzuraffen oder Ähnliches, ist die scherzhafte Abwandlung der Anfangszeile eines geistlichen Liedes.

Es handelt sich dabei um ein Weihnachtslied des evangelischen Pfarrers und Dichters des Frühbarock Johann Rist, das auch im Evangelischen Kirchengesangbuch (Nr. 24) enthalten ist.

Das Lied beginnt mit den Worten: »Ermuntre dich, mein schwacher Geist …« Diese Anfangszeile wird auch noch in ähnlicher Weise verwendet wie die später daraus entstandene Abwandlung.

Erkenne dich selbst

Platon

Im 6. Jahrhundert v. Chr. gab es in Griechenland eine Reihe von Staatsmännern und Philosophen, die später (zum ersten Mal im 4. Jahrhundert v. Chr. von Platon) als die »Sieben Weisen« bezeichnet wurden. Einem dieser Sieben Weisen (genannt werden u. a. Chilon von Sparta, Solon von Athen, Thales von Milet) wird der Aufruf »Erkenne dich selbst« (lateinisch *Nosce te ipsum*) zugeschrieben.

Er stand als Inschrift über dem Eingang des heute zerstörten Apollotempels in Delphi. Die Erkenntnis, nur ein Mensch zu sein, sollte die Ehrfurcht vor der Gottheit steigern. Platon lässt später in seinem Dialog »Hipparchos« Sokrates diesen Sinnspruch zitieren, der nun in erweitertem Sinn verstanden wird. Selbsterkenntnis wird als Vor-

bedingung gesehen, als Ausgangspunkt aller menschlichen Weisheit.

Erlaubt ist, was gefällt

Johann Wolfgang von Goethe

Dieser Ausspruch, meist mit leichter Ironie oder als Ausdruck der Resignation gegenüber dem Zeitgeschmack zitiert, stammt aus dem Schauspiel »Torquato Tasso« (1807 uraufgeführt) von Goethe.

Mit ihm korrespondiert ein zweiter, der den ersten variiert, ihn einschränkt und meist auch als eine Art Antwort auf den ersten zitiert wird. Er hat auch im Drama, wo er in der gleichen Szene vorkommt, eine ähnliche Funktion. Er lautet: »Erlaubt ist, was sich ziemt.«

In einem längeren Dialog zwischen Tasso und der Prinzessin Leonore von Este gerät Tasso ins Schwärmen von einer vergangenen »goldenen Zeit«, wo Mensch und Tier in einer Art paradiesischem Urzustand noch in uneingeschränkter Freiheit leben und wirken konnten und »wo jedes Tier, durch Berg und Täler schweifend, / Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt«.

Die Prinzessin holt den begeisterten Tasso mit dem Hinweis auf die für den Menschen notwendige Gesittung auf den Boden der Realität zurück: »Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund, / Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.«

Auf einen Einwand Tassos hin erläutert sie ihm schließlich auch, wer dabei das Maß setzt, wer die richtige Entscheidung fällt, wenn es um Sitte und Gesittung geht: »Willst du genau erfahren, was sich ziemt, / So frage nur bei edlen Frauen an.«

Auch dieser Ausspruch wurde zum geflügelten Wort, das heute allerdings wohl vorwiegend in scherzhafter Weise zitiert wird und dabei als charakteristischer Hinweis auf die Stellung der Frau in der Goethezeit und die ihr zugedachte Rolle dienen kann. Die Prinzessin beendet ihre Ausführung

mit dem Satz: »Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.«

Errare humanum est

Hieronymus

Die heute übliche, knappe lateinische Fassung dieser sprichwörtlichen Redensart, die auch in der deutschen Form »Irren ist menschlich« gebraucht wird, ist in der Antike nicht belegt. Sie geht vermutlich auf den lateinischen Kirchenvater Hieronymus zurück. In einem seiner Briefe heißt es: ... *quia et errasse humanum est et confiteri errorem prudentis,* auf Deutsch: »... weil es sowohl menschlich ist, geirrt zu haben, als auch klug, den Irrtum einzugestehen.«

Der Gedanke allerdings ist schon älter und taucht bereits in der griechischen Literatur auf. Bei dem römischen Schriftsteller Cicero heißt es dann in den »Philippischen Reden«: *Cuiusvis hominis est errare, nullius, nisi insipientis, in errore perseverare,* auf Deutsch: »Jeder Mensch kann irren, im Irrtum verharren wird nur der Unkluge.«

Die auch im englischen Sprachraum üblich gewordene sprichwörtliche Redensart *(To err is human)* erfuhr im 18. Jahrhundert eine Erweiterung. Der englische Dichter der Aufklärung Alexander Pope (1688–1744) prägte in seinem »Essay on criticism« (»Versuch über die Kritik«) die Sentenz: *To err is human, to forgive divine,* die auch im Deutschen üblich wurde: »Irren ist menschlich, vergeben göttlich.«

Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral

Bertolt Brecht

Wenn bei Themen wie »soziale Ungerechtigkeit«, »Armut« oder Ähnlichem in etwas herausfordernder Weise auf die elementaren Grundbedürfnisse des Menschen hingewiesen werden soll, wird häufig dieses Zitat von Bertolt Brecht herangezogen.

Es stammt aus der 1928 in Berlin uraufgeführten »Dreigroschenoper«, zu der Kurt Weill die Musik schrieb, und

wird im »Zweiten Dreigroschenfinale« (das überschrieben ist mit der Frage »Denn wovon lebt der Mensch?«) von Mackie Messer und Jenny gesungen.

Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte

Johann Wolfgang von Goethe

Mit diesem Zitat soll ausgedrückt werden, dass jemand, der sich auf etwas Bestimmtes eingelassen und einen ersten Schritt getan hat, bei der Entscheidung über den zweiten Schritt nicht mehr frei und unabhängig ist. Die einmal getroffene Entscheidung bindet.

Das Zitat stammt aus Goethes »Faust« (1829). Mephisto erläutert Faust das »Gesetz der Teufel und Gespenster«, nach welchem diese einen Raum nur durch den Zugang verlassen können, durch den sie auch in den Raum hineingelangt sind. Beim Betreten eines Raumes steht ihnen die Wahl des Eingangs noch frei, beim Verlassen jedoch nicht mehr.

Die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein

Die Bibel, Neues Testament

Dieser trostreiche Hinweis ist sicher manchem schon zuteil geworden, der bei etwas benachteiligt wurde, irgendwo ins Hintertreffen geriet, von andern bei einer Sache überflügelt wurde oder auch bei einer Verteilung zu kurz kam.

Das Wort stammt aus dem Matthäusevangelium, wo Jesus bei einer Erörterung darüber, wer und auf welche Weise jemand ins Reich Gottes eingehe, den Jüngern auf ihre Fragen antwortet und seine Ausführungen mit den Worten schließt: »Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein.«

Es bleibt immer etwas hängen

Francis Bacon

Mit leichten Variationen (»Etwas bleibt immer hängen«, »Immer bleibt etwas hängen«) wird diese sprichwörtliche

Redensart verwendet, wenn man ausdrücken möchte, dass von Verleumdung und übler Nachrede meist etwas zurückbleibt, auch wenn sie eindeutig als solche erkannt und verurteilt worden sind.

Die Redensart wird auch in ihrer lateinischen Form, *Semper aliquid haeret,* gebraucht. Die vollständige Fassung lautet: *Audacter calumniare, semper aliquid haeret* (auf Deutsch: »Nur frech verleumden, etwas bleibt immer hängen«).

In dieser Form wird sie von dem englischen Philosophen und Staatsmann Francis Bacon in seiner Schrift »Über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften« (»De dignitate et augmentis scientiarum«) als sprichwörtlich erstmals angeführt.

Die eigentliche Quelle ist nicht nachzuweisen. Als Ursprung wird oft eine Stelle in der Schrift »De adulatore et amico« (»Über den Schmeichler und den Freund«) des griechischen Schriftstellers Plutarch angenommen, wo die Verleumdung mit einer Bisswunde verglichen wird, von der immer eine Narbe zurückbleibt.

Es geht mir ein Licht auf

Die Bibel, Altes Testament

Diese Redensart geht auf verschiedene Bibelstellen zurück, zum Beispiel Hiob und Psalm 97. Im Neuen Testament heißt es: »... das Volk, das in der Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen; und die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen.«

Im Unterschied zum bildlichen Gebrauch in der Bibel, der die Erhellung des menschlichen Geistes durch das Licht des Glaubens meint, wird mit dem Zitat heute ausgedrückt, dass man plötzlich etwas versteht oder durchschaut, was einem zunächst völlig unklar war. Auch scherzhafte Abwandlungen sind üblich geworden, wie zum Beispiel »Es geht mir ein Kronleuchter auf«.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder

Die Bibel, Altes Testament

Die in diesem Ausruf des Erstaunens, der Überraschung über ein nicht mehr für möglich gehaltenes Geschehen enthaltene Zwillingsformel »Zeichen und Wunder« taucht mehrfach bereits in der Bibel auf, etwa im 2. Buch Moses, wo es heißt: »... dass ich meiner Zeichen und Wunder viel tue in Ägyptenland.« In der Literatur, besonders in neuhochdeutscher Zeit, wird diese sprachliche Verbindung (oft auch in der umgekehrten Form »Wunder und Zeichen«) immer wieder verwendet.

Dem heute gebräuchlichen Ausruf des Erstaunens am nächsten kommt, weniger inhaltlich als formal, eine Stelle aus Schillers »Wallensteins Lager« (1798), wo es in der sogenannten Kapuzinerpredigt heißt: »Es ist eine Zeit der Tränen und Not, / Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder.«

Es gibt nichts Gutes außer: Man tut es

Erich Kästner

Das Zitat ist eines der kürzesten Epigramme aus der 1950 veröffentlichten Sammlung »Kurz und bündig« von Erich Kästner. Es trägt die Überschrift »Moral« und betont die Notwendigkeit des Handelns, wenn man etwas Gutes erreichen will.

Es gibt sone und solche

Hermann Salingré

Die umgangssprachliche Redensart mit der Bedeutung »es ist nun einmal so, dass die Menschen unterschiedlich sind, dass nicht alle gleich angenehm sind« geht wohl zurück auf ein Zitat aus der Berliner Lokalposse »Graupenmüller« von Hermann Salingré. Dort heißt es: »Et jibt sonne, und et jibt solche, / Denn jibts ooch noch andre – / Und det sind de Schlimmsten.«

Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche

Gotthold Ephraim Lessing

Das Zitat stammt aus »Nathan der Weise« (1783 uraufgeführt) von Gotthold Ephraim Lessing.

Nathan spricht dort die Worte zu Recha, seiner angenommenen Tochter. Er will deren hingebungsvoller Schwärmerei durch die Konfrontation mit der nüchternen Realität ein Ende machen. Wichtig ist für ihn, dass das Erkennen der schlichten, wenn oft auch schmerzlichen Wahrheit die Voraussetzung für richtiges und gutes Handeln ist.

Das heute eher selten gebrauchte Zitat kann zum Beispiel eine unangenehme, aber heilsame Zurechtweisung kommentieren.

Es ist ein Brauch von alters her: Wer Sorgen hat, hat auch Likör!

Wilhelm Busch

Die beiden bekannten Verse werden sehr häufig zusammen, aber auch einzeln zitiert. Es sind die Eingangsverse zum vorletzten Kapitel (»Versuchung mit Ende«) der Bildergeschichte »Die fromme Helene« (1872) von Wilhelm Busch, in dem von dem schlimmen Ende berichtet wird, das Helene genommen hat.

Wenn der zweite Vers allein oder auch zusammen mit dem ersten zitiert wird, so wird damit in scherzhafter Weise stets auf Alkoholkonsum in irgendeiner Form angespielt.

Der erste Vers dagegen kann ganz unabhängig von diesem Thema bei allen möglichen Gelegenheiten angeführt werden, wenn beispielsweise von einer alten Sitte die Rede ist, die weitergeführt werden soll, oder auch von einem alten Recht, das man beibehalten sehen möchte.

Es ist eine alte Geschichte

Heinrich Heine

Bei diesem Zitat handelt es sich um den Anfang der dritten Strophe des 39. Gedichts aus Heinrich Heines »Lyrischem Intermezzo« (1822–1823).

In dem Gedicht wird die unglückliche Liebe eines jungen Mannes zu einem Mädchen beschrieben, das aber einen anderen liebt. In Anspielung auf Liebesbeziehungen, die auf unterschiedliche Weise oft schmerzlich scheitern, ohne dass dies von Beginn an abzusehen wäre, wird heute noch gelegentlich zitiert: »Es ist eine alte Geschichte, / Doch bleibt sie immer neu.«

Es ist nicht wahr, dass die kürzeste Linie immer die gerade ist

Gotthold Ephraim Lessing

Diese Behauptung stellt Gotthold Ephraim Lessing in seiner Schrift »Die Erziehung des Menschengeschlechts« (1780) auf.

Er spricht hierbei die »ewige Vorsehung« an und bittet sie: »Lass mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen!« Und gleichsam als Bekräftigung fügt er den zitierten Satz hinzu, eine Lebensweisheit, die fast jeder schon bestätigt gefunden hat: Nicht immer ist es der direkte Weg, der im Leben zum Ziel führt. In vielen Fällen ist es ein Umweg, der schneller das Angestrebte erreichen lässt.

In diesem Sinne werden Lessings Worte auch heute noch verwendet.

Es ist noch nicht aller Tage Abend

Livius

Diese sprichwörtliche Redensart findet sich bereits in dem Werk des römischen Schriftstellers Titus Livius mit dem Titel »Ab urbe condita«. Darin legt er dem Makedonenkönig Philipp V. diesen Ausspruch in den Mund: *nondum omnium dievum solem occidisse* (»noch sei nicht die Sonne aller Tage untergegangen«).

Der Satz verleiht der Gewissheit Ausdruck, dass etwas Bestimmtes durchaus noch nicht entschieden ist, dass sich nach der Meinung des Zitierenden noch manches ändern

kann oder dass der Adressat dieses Ausspruchs Sache noch nicht so sicher sein kann.

»Aller Tage Morgen« nannte in Abwandlung der Redensart der schwäbische Schriftsteller Josef Eberle (1901–1986; Pseudonym: Sebastian Blau) seine Lebenserinnerungen, die 1974 erschienen.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt

Friedrich Schiller

Dieses Zitat stammt aus Schillers »Wilhelm Tell« (1804). Darin antwortet Tell dem Feldschützen Stüssi, der in unruhigen Zeiten diejenigen beneidet, die zu Hause in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen dürfen: »Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, / Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.«

Mit dem in leicht abgewandelter Form gebräuchlichen Zitat wird heute zum Ausdruck gebracht, dass auch friedfertige Menschen durch ihre Umwelt in Streit und Auseinandersetzungen hineingezogen werden können.

Es lebe der kleine Unterschied!

Erich Kästner

Dieser Ausruf, der auf die Unterschiedlichkeit von Mann und Frau anspielt, stammt aus Erich Kästners Roman »Fabian« (1931).

Wenn man heute scherzhaft von dem kleinen Unterschied spricht, so meint man damit oft nur noch den Penis als Symbol des Unterschieds zwischen Mann und Frau. Bekannt wurde auch der Buchtitel der feministischen Journalistin Alice Schwarzer »Der kleine Unterschied und seine großen Folgen« (1975).

Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet

Friedrich Schiller

Der Vers stammt aus Schillers Trauerspiel »Die Braut von Messina« (1803).

Er kommt aus dem Mund von Don Manuel, der mit diesen Worten seinem Bruder Don Cesar beipflichtet, als dieser sich zu seiner Liebe bekennt. Beide ahnen nicht, dass es die Schwester ist, die sie in Beatrice, der Unbekannten, lieben.

Das Zitat spricht als Faktum aus, was im Matthäusevangelium als Forderung formuliert ist: »Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.«

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten

Gotthold Ephraim Lessing

Dieses Zitat stammt aus Lessings dramatischem Gedicht »Nathan der Weise« (1779 veröffentlicht).

In einem Gespräch zwischen Saladin und dem Tempelherrn kommt die Frage auf, ob Nathan seine Tochter dem Tempelherrn erst nach dessen Übertritt zum jüdischen Glauben zur Frau geben wolle. Zu diesem Gedanken merkt der Tempelherr an: »Der Aberglaub, in dem wir aufgewachsen, / Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum / Doch seine Macht nicht über uns. – Es sind / Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.«

Wir zitieren die letzte Zeile als Ausdruck der Skepsis, wenn jemand sich zu sehr rühmt, sich aus seinen alten Bindungen und Zwängen befreit zu haben.

Es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder

Heinrich Heine

Diese Worte werden zitiert, wenn es um die ungleiche Verteilung materieller Güter und die Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen oder auch um die Hungersnöte auf der Erde geht.

Sie stammen aus dem ersten Gedicht der zeitkritischen Verssatire »Deutschland. Ein Wintermärchen« (1844) von Heinrich Heine. In dem Werk schildert Heine seine Eindrücke von einer Reise durch Deutschland, die er 1843 nach über zwölfjährigem Aufenthalt in Frankreich unternommen

hatte, und verbindet sie mit satirischen Angriffen auf die politischen Zustände in seinem Heimatland.

Es war die Nachtigall und nicht die Lerche

William Shakespeare

Dieses Zitat stammt aus Shakespeares »Romeo und Julia«.

Seit dem englischen Dichter Geoffrey Chaucer (1340 bis 1400) galt die Nachtigall als Liebesvogel und die Lerche als Verkünderin des Morgens. Auf dem Hintergrund dieser Zuordnung sagt Julia beim Ruf eines Vogels zu Romeo, den sie nach gemeinsamer Nacht noch nicht gehen lassen will: *It was the nightingale, and not the lark, / That pierced the fear-full hollow of thine ear* (»Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, / Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang«).

Wenn man heute in unterschiedlichen Situationen zum Ausdruck bringen möchte, dass die Zeit nicht drängt, positive Signale wahrgenommen werden und Schlimmeres sich noch nicht ankündigt, werden Julias Worte zitiert.

Aber auch die Umkehrung des Satzes »Die Lerche wars und nicht die Nachtigall« hat – wahrscheinlich in Anlehnung an den Anfangsvers des Gedichts »Morgenruf« von Georg Herwegh (1817–1875) – allgemeine Verbreitung gefunden.

Etwas Besseres als den Tod findest du überall

Brüder Grimm

In dem grimmschen Märchen von den »Bremer Stadtmusikanten« wird der vom Kochtopf bedrohte Hahn mit diesen Worten aufgefordert, sich Esel, Hund und Katze anzuschließen: »... zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muss es eine Art haben.«

Das Zitat dient gelegentlich als scherzhafte Ermunterung, sich einer misslichen Lage zu entziehen und an einem neuen Lebens- und Wirkungsort etwas Neues zu beginnen.

Eulen nach Athen tragen

Aristophanes

Die Redensart im Sinne von »etwas Überflüssiges tun«, die meist in der Formulierung »das hieße Eulen nach Athen tragen« gebraucht wird, ist griechisch-lateinischen Ursprungs; sie geht auf den Ausspruch »Wer hat die Eule nach Athen getragen?« in Aristophanes' Komödie »Die Vögel« zurück.

Die Eule war als Tier wie auch als Sinnbild der Weisheit (wegen ihrer Nachtsichtigkeit) und als Attribut der weisen Stadtgöttin Athene schon längst in Athen heimisch.

Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein,nein. Was darüber ist, das ist vom Übel

Die Bibel, Neues Testament

Das Bibelzitat aus dem Matthäusevangelium gehört zur Fortsetzung der Bergpredigt und spricht von der rechten Gesetzeserfüllung.

Es steht in dem Textzusammenhang, wo es heißt, dass man nicht nur keinen Falscheid, sondern überhaupt nicht schwören solle.

Das Zitat wird häufig gebraucht, um jemanden zu einer klaren, unzweideutigen und wahren Aussage aufzufordern, und auch, um jemandes Weitschweifigkeit und Vagheit zu kritisieren.

Die Ewige Stadt

Tibull

Die Stadt Rom verdankt diesen Beinamen – im lateinischen Original *urbs aeterna* – einer Stelle in den Elegien des römischen Dichters Tibull.

Dank ihrer großen Geschichte und ihrer noch immer bedeutenden kirchlichen und politischen Rolle hat die Stadt den alten Beinamen bis heute behalten.

F

Falscher Prophet

Die Bibel, Neues Testament

Wenn man jemanden als falschen Propheten bezeichnet, so meint man damit, dass er die Menschen in die Irre führt, dass man ihm nicht vertrauen soll.

Im Neuen Testament wird an mehreren Stellen vor den »falschen Propheten« der Endzeit gewarnt, u. a. im Markusevangelium: »Denn es werden sich erheben falsche Christi und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder tun, dass sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre. Ihr aber sehet euch vor!«

Feigenblatt

Die Bibel, Altes Testament

Das Wort in der Bedeutung »etwas, was dazu benutzt wird, etwas vor anderen zu verbergen; etwas, was als Tarnung oder schamhafte Verhüllung dient« ist biblischen Ursprungs.

Im 1. Buch Moses heißt es nach dem Sündenfall von Adam und Eva: »Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürze (= Lendenschurze).«

Ein feste Burg ist unser Gott

Martin Luther

Das Zitat ist der Anfang eines Kirchenliedes von Martin Luther, das 1529 in Klugs verloren gegangenen »Geistlichen Liedern, aufs neu gebessert« erschien und besonders am Reformationsfest gesungen wird. Man gebraucht diese Worte, wenn man sein Gottvertrauen bekunden will.

Fette Jahre

Die Bibel, Altes Testament

Im 1. Buch Moses wird berichtet, dass der Pharao einen seltsamen Traum hatte. Er sah aus dem Nil sieben schöne, fette Kühe steigen und am Ufer weiden, die dann aber von sieben hässlichen, mageren Kühen gefressen wurden.

Der Traum wird dann von Joseph so gedeutet, dass nach sieben Jahren des Wohlstands sieben Hungerjahre über Ägypten kommen werden, und Joseph rät dem Pharao, rechtzeitig Vorsorge zu treffen.

Nach dieser biblischen Erzählung bezeichnet man scherzhaft gute oder schlechte Zeiten als fette oder magere Jahre.

Fische müssen schwimmen

Petronius Arbiter

Im Roman »Satyricon« (entstanden um 55 / 65) des römischen Schriftstellers Petronius Arbiter fordert in der parodistischen Einlage »Das Gastmahl des Trimalchio« der Gastgeber nach dem Servieren der Fische seine Gäste auf, dem Wein kräftig zuzusprechen, denn: »Fische müssen schwimmen« (lateinisch *Pisces natare oportet*).

Heute führt man diese Worte scherzhaft als Begründung an, wenn man zu oder nach einem Fischgericht reichlich trinkt.

Freie Bahn dem Tüchtigen

Theobald von Bethmann-Hollweg

In einer Sitzung des Reichstags am 28. 9. 1916 prägte der damalige Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg den Satz »freie Bahn für alle Tüchtigen«, der zu einem geflügelten Wort wurde.

Man kann den Ausspruch (in der Form »freie Bahn dem Tüchtigen«) in einem Zusammenhang verwenden, in dem man einem Menschen, der sich als tüchtig und befähigt erwiesen hat, die Möglichkeit zur freien Entfaltung seiner Kräfte wünscht.

Manche werden in dem Zitat aber eher eine Parole der nur erfolgsorientierten »Ellenbogengesellschaft« sehen und es höchstens spöttisch oder ironisch gebrauchen.

Der Freiheit eine Gasse

Theodor Körner

Diese Forderung stammt aus dem Gedicht »Aufruf« (1813) von Theodor Körner, einem Dichter der Befreiungskriege.

Es beginnt mit der Zeile »Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen«.

Die zweite Strophe des langen Gedichts lautet: »Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte! / Drück dir den Speer ins treue Herz hinein! – / Der Freiheit eine Gasse! – / Wasch die Erde, / Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein.«

Eine ähnliche Stelle enthält auch Max von Schenkendorfs Gedicht »Schill. Eine Geisterstimme« aus dem Jahr 1809. Hier finden sich die Worte »Für die Freiheit eine Gasse«.

Man verwendet das Zitat in Zusammenhängen, in denen man gegen Beschränkungen oder Einengungen angehen will.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

Aus der Französischen Revolution

Diese drei Schlagworte, im Französischen *Liberté, Egalité, Fraternité,* wurden 1793 zur Losung der Französischen Revolution und später, in der Zeit der Zweiten Republik (1848–1852), sogar zur offiziellen Devise des Staates. Die Formel ist auch heute noch französischen Geldmünzen eingeprägt.

In deutschen Schriften zur Französischen Revolution wurden zunächst oft nur die beiden ersten Begriffe angesprochen, aber die dem Französischen entsprechende Formel »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« setzte sich schließlich durch und blieb bis zum heutigen Tag geläufig.

Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden

Rosa Luxemburg

Dieser zum Schlagwort gewordene Satz findet sich als Randbemerkung in einer aus dem Nachlass herausgegebenen Schrift von Rosa Luxemburg. Ihr Titel ist »Die Russische Revolution. Eine kritische Würdigung«, herausgegeben von P. Levi, 1922.

Rosa Luxemburg gibt darin ihrer Überzeugung Ausdruck, dass politische Freiheit nicht das Privileg einer Gruppierung, etwa einer Partei, sein kann, weil – wie sie in diesem Zusammenhang fortfährt – »all das Belebende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ›Freiheit‹ zum Privilegium wird«. Das heißt, dass Widerspruch und Opposition der Andersdenkenden nötig sind.

Als Zitat verwendet man den Ausspruch vielfach ganz allgemein als nachdrückliche Ermahnung zur Toleranz.

Friede den Hütten! Krieg den Palästen!

Nicolas de Chamfort

Diese in erster Linie als Kampfansage gegen die Reichen zu verstehende Parole stellte der sozial engagierte Dichter Georg Büchner als Motto seiner radikaldemokratischen Kampfschrift »Hessischer Landbote« voran, die er 1834 herausgab.

Er übernahm damit eine Losung aus der Französischen Revolution von 1789, änderte aber die Reihenfolge der beiden Aussagen dieser Losung. Sie lautet im französischen Original*: Guerre aux châteaux! Paix aux chaumières!* und wird dem französischen Schriftsteller Nicolas de Chamfort zugeschrieben. Er soll sie als Schlachtruf für die französischen Revolutionstruppen vorgeschlagen haben.

Frommer Betrug

Ovid

Wenn man jemanden in guter Absicht täuscht oder ihm etwas verschweigt, so wird dieses Vorgehen als frommer Betrug bezeichnet.

Dieser Ausdruck stammt aus den »Metamorphosen« des römischen Dichters Ovid.

Dort wird an einer Stelle von einem Kreter erzählt, der unbedingt einen Sohn haben wollte. Würde ihm eine Tochter geboren, würde er sie töten. Als das Kind nun tatsächlich ein Mädchen war, riet die Göttin Isis der Mutter, das Neugeborene für einen Jungen auszugeben. So wurde durch diesen »frommen Betrug« (lateinisch *pia fraus*) das Leben des Kindes gerettet, und die Göttin verwandelte es später wirklich in einen Jungen.

Der Ausdruck wird heute auch als Bezeichnung für eine Selbsttäuschung verwendet, durch die man sich etwas einredet, was in Wirklichkeit nicht zu realisieren ist.

Früh übt sich, was ein Meister werden will

Friedrich Schiller

Das auch heute noch oft zitierte Sprichwort findet sich in Schillers Schauspiel »Wilhelm Tell« (1804).

Es ist die Antwort, die Wilhelm Tell seiner Frau Hedwig gibt, die im Hinblick auf ihre beiden mit einer Armbrust beschäftigten Kinder vorwurfsvoll geäußert hatte: »Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.« Und ihre Antwort auf Tells Äußerung lautet dann: »Ach, wollte Gott, sie lernten's nie!«

Mit dem Zitat, das manchmal auch nur in der Verkürzung »Früh übt sich« verwendet wird, kommentiert man – meist ironisch – das Verhalten von Kindern oder Jugendlichen, aus denen man auf die späteren Fertigkeiten des Erwachsenen schließen zu können glaubt.

Die fünfte Kolonne

Emilio Mola

Eine politische Gruppe, die im Krieg oder bei internationalen politischen Konflikten mit dem Gegner des eigenen Landes aus ideologischen Gründen zusammenarbeitet, z. B. eine im Untergrund tätige Spionagegruppe, wird mit dem Ausdruck »fünfte Kolonne« bezeichnet.

Er stammt aus der Zeit des spanischen Bürgerkriegs (1936–39) und wurde 1936 von dem spanischen General Emilio Mola, einem der militärischen Führer des Aufstandes gegen die Republik, geprägt.

Er sagte, er werde vier Kolonnen gegen Madrid führen, aber die fünfte Kolonne, nämlich die in Madrid tätigen Anhänger des Aufstandes, werde mit der Offensive beginnen.

Der amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway, der sich im spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republikaner engagierte, gab einem 1938 erschienenen Theaterstück den Titel *The fifth column*.

Später wurden dann faschistische Gruppen in westeuropäischen Ländern als fünfte Kolonne des nationalsozialistischen Deutschland, noch später die kommunistischen Parteien als fünfte Kolonne der Sowjetunion bezeichnet.

G

Die Gedanken sind frei

Clemens Brentano

Diese Aussage bildet die Anfangszeile und den Kehrreim eines Liedes aus der Sammlung »Des Knaben Wunderhorn« (1806–1808) von Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Auf den Anfang des Liedes: »Die Gedanken sind frei, / Wer kann sie erraten, / Sie fliehen vorbei / Wie nächtliche Schatten. / Kein Mensch kann sie wissen, / Kein Jäger erschießen« spielt Joseph von Eichendorff (1788–1857) in seinem Gedicht »Verschwiegene Liebe« an: »Wer mag sie erraten, / Wer holte sie ein? / Gedanken sich wiegen, / Die Nacht ist verschwiegen, / Gedanken sind frei.«

Das Lied wird seit dem 19. Jahrhundert, als es ein Lied der Studentenverbindungen und der Arbeiterbewegung war, in Zeiten der politischen Unterdrückung gesungen als Ausdruck des Wunsches nach Freiheit und Unabhängigkeit. So sangen es zum Beispiel am 9. September 1948 spontan Hunderttausende Berliner im Anschluss an Ernst Reuters legendäre Rede an die »Völker der Welt« aus Protest gegen die Berliner Blockade.

Das Zitat wird auch heute nicht nur als allgemeine Feststellung verwendet, sondern auch in Situationen, in denen man entweder ausdrücken möchte, dass es einem gleichgültig ist, was ein anderer denkt, oder dass man trotz äußerer Zwänge seine geistige Unabhängigkeit nicht aufzugeben gedenkt.

Geflügelte Worte

Homer

Diese Bezeichnung für bekannte, viel zitierte Aussprüche – meist Zitate aus literarischen Werken oder Aussprüche historischer Personen –, deren Herkunft im Allgemeinen ein-

deutig nachgewiesen werden kann, geht auf den griechischen Dichter Homer zurück.

In seinen Werken »Ilias« und »Odyssee« gebraucht er den Ausdruck an zahlreichen Stellen. Er bezeichnet damit Worte, die vom Mund des Redners zum Ohr des Angesprochenen »fliegen«.

Schon vor der Homerübersetzung von Johann Heinrich Voß (1781 und 1793) verwendete Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) in seinem Epos »Der Messias« diesen Ausdruck.

Populär wurde die Bezeichnung durch August Georg Büchmanns (1822–1884) Sammlung »Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes« von 1864.

Der Geist, der stets verneint

Johann Wolfgang von Goethe

»Ich bin der Geist, der stets verneint! / Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, / Ist wert, dass es zugrunde geht.«

Mit diesen Worten stellt sich Mephisto im ersten Teil von Goethes »Faust« selbst vor.

Als einen solchen »Geist« bezeichnet man danach einen Menschen, dessen Äußerungen von einer negativen Einstellung geprägt sind und der eine nihilistische Haltung zeigt.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach

Die Bibel, Neues Testament

Wenn bei jemandem zwar ein guter Vorsatz vorhanden ist, die Ausführung dann aber an einer menschlichen Schwäche scheitert, zitiert man diese Bibelworte. Jesus spricht sie im Matthäusevangelium zu seinen Jüngern, die im Garten Gethsemane mit ihm wachen und beten sollten, aber einfach eingeschlafen waren.

Das Zitat hat auch einige zweideutig-hämische Abwandlungen erfahren. Dazu gehört zum Beispiel die Behauptung, in der Liebe sei schon einmal bei der einen oder dem anderen der Geist zwar schwach, dafür aber das Fleisch willig.

Geld regiert die Welt

Georg Henisch

In Anspielung darauf, dass die aufgrund ihres Geldes Mächtigen großes Ansehen genießen und mit ihren weit reichenden Möglichkeiten auch maßgeblichen Einfluss auf die Politik nehmen können, wird diese sprichwörtliche Redensart verwendet, die bereits in Georg Henischs 1616 gedrucktem Wörterbuch »Teütsche Sprach und Weißheit« verzeichnet ist.

Sie findet sich in ähnlicher Form in der Oper »Margarete« von Charles Gounod (1818–1893), wo es im »Rondo vom goldenen Kalb« heißt: »Ja, das Gold regiert die Welt.«

Geld stinkt nicht

Vespasian

Von dem römischen Kaiser Vespasian wird überliefert, dass er von seinem Sohn getadelt worden sei, weil er die römischen Bedürfnisanstalten mit einer Steuer belegt hatte. Darauf habe der Kaiser seinem Sohn das so eingenommene Geld unter die Nase gehalten und ihn gefragt, ob es streng rieche.

Die lateinische Feststellung *pecunia non olet* (»Geld stinkt nicht«) ist der Ausgangspunkt der uns heute geläufigen Redensart, mit der man ausdrückt, dass auch unrechtmäßig oder auf unmoralischem Wege erworbenes Geld seinen Zweck erfüllt, da man dem Geld letztlich nicht ansehen kann, woher es stammt.

Die Gelegenheit beim Schopf fassen

Aus Mythen und Märchen

Diese verbreitete Redewendung ist wohl nach dem Bild des in der griechischen Mythologie seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. verehrten Kairos, des Gottes der »günstigen Gelegenheiten«, entstanden. Der griechische Bildhauer Lysippos hat diesen Gott der Überlieferung nach mit kahlem Hinterkopf, aber einem lockigen Haarschopf über der Stirn dargestellt.

Mit der Redewendung wird das rasch entschlossene Nutzen einer günstigen Gelegenheit, eines günstigen Augen-

blicks ausgedrückt. Gebräuchliche Abwandlungen sind: »Die Gelegenheit beim Schopf oder Schopfe ergreifen, packen, nehmen.«

Gelegenheit macht Diebe

Francis Bacon

Dieses Sprichwort entspricht dem englischen *opportunity makes a thief,* das der englische Philosoph, Schriftsteller und Politiker Francis Bacon in einem Brief an den Earl of Essex verwendete.

In Goethes »West-östlichem Divan« beginnt Hatems Liebeswerbung um Suleika mit den Worten: »Nicht Gelegenheit macht Diebe, / Sie selbst ist der größte Dieb; / Denn sie stahl den Rest der Liebe, / Die mir noch im Herzen blieb.«

Wenn eine günstige Gelegenheit jemanden dazu verführt, sich etwas, was ihm nicht gehört, was er aber gerne hätte, einfach zu nehmen, dann sagt man heute »Gelegenheit macht Diebe«.

Gelobt sei, was hart macht

Friedrich Nietzsche

Diese Redensart stammt aus Friedrich Nietzsches »Zarathustra« (1883–85).

Bei einem beschwerlichen Aufstieg zu einem Gipfel macht sich Zarathustra an einer Stelle mit folgenden Worten Mut, nicht aufzugeben: »Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung. Gelobt sei, was hart macht.«

Wenn man zum Ausdruck bringen will, dass es letztlich von Vorteil ist, sich immer wieder belastenden Situationen auszusetzen, ohne sich durch Misserfolg oder Kritik aus dem seelischen Gleichgewicht bringen zu lassen, greift man auf dieses Zitat zurück.

Das gemeinsame Haus Europa

Michail Gorbatschow

Mit diesem bildlichen Ausdruck wird die Zusammengehörigkeit, die gemeinsame politische Zukunft aller europäi-

schen Nationen einschließlich der GUS-Staaten beschworen. Er stammt aus der bildhaften Sprache des sowjetischen Politikers und Reformers Michail Gorbatschow.

In seinem 1987 erschienenen Buch »Perestroika und neues Denken für unser Land und die ganze Welt« prägte er die Formulierung »Europa, unser gemeinsames Haus« (russisch: *Ewropa – nas obschtsch dom*), die bald von vielen Politikern Westeuropas aufgegriffen wurde.

Ein ähnliches Bild verwendete schon Kurt Tucholsky im Eröffnungsartikel für die erste österreichische Ausgabe der Wochenschrift »Die Weltbühne«: »Europa ist ein großes Haus.«

Genie ist Fleiß

Theodor Fontane

Nur auf den ersten Blick scheint einem genialen Menschen alles zuzufliegen, in Wirklichkeit sind seine Leistungen oft erst das Ergebnis harter Arbeit.

Diese Einsicht findet sich in einem Vierzeiler Theodor Fontanes (zuerst veröffentlicht 1889), den er Maler, Zeichner und Grafiker Adolph Menzel (1815–1905) gewidmet hat: »Gaben, wer hätte sie nicht? / Talente – Spielzeug für Kinder, / Erst der Ernst macht den Mann, / Erst der Fleiß das Genie.«

Der amerikanische Erfinder Thomas Alva Edison (1847–1931) hat den gleichen Gedanken in einem Interview 1930 einmal so ausgedrückt: »Genie ist ein Prozent Inspiration und neunundneunzig Prozent Transpiration« (englisch: *Genius is one per cent inspiration and ninety-nine per cent perspiration*).

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul

Hieronymus

Das Sprichwort mit der Bedeutung »mit einem Geschenk soll man, so wie es ist, zufrieden sein« geht über den Kirchenvater Hieronymus in seinem Kommentar zum Epheser-

brief auf ein römisches Sprichwort zurück: *Noli equi dentes inspicere donati* (»Prüfe nicht die Zähne eines geschenkten Pferdes«).

Alter und Wert eines Pferdes stellt der Käufer beim Pferdehandel unter anderem dadurch fest, dass er ihm ins Maul sieht und den Zustand seines Gebisses prüft.

Die Schauspielerin Hildegard Knef (1925–2002) verwendete 1970 den Ausdruck »Der geschenkte Gaul« als Titel ihrer Memoiren.

Geschichtsklitterung

Johann Fischart

Eine in bestimmter Absicht verfälschte Darstellung oder Deutung geschichtlicher Ereignisse oder Zusammenhänge, die durch Auslassung oder einseitige Betonung bestimmter Fakten verzerrt werden, wird als Geschichtsklitterung bezeichnet.

Der Ausdruck geht auf den Titel von Johann Fischarts freier Bearbeitung des Romanzyklus »Gargantua« von François Rabelais zurück, der in der 2. Auflage von 1582 lautet: »Affentheurlich Naupengeheuerliche (Naupen = Schrullen) Geschichtklitterung von Thaten und Rhaten der ... Helden und Herren Grandgusier, Gargantoa und Pantagruel / Königen inn Utopien ...«

Das dem Wort »Klitterung« zugrunde liegende Verb »klittern« ist heute nur noch mundartlich gebräuchlich; es bedeutet ursprünglich so viel wie »schmieren, klecksen«.

Das Gesetz des Dschungels

Rudyard Kipling

Der englische Schriftsteller Rudyard Kipling wurde in Deutschland besonders durch seine spannenden Tiergeschichten unter dem Titel »Im Dschungel«, allgemein bekannt als »Das Dschungelbuch«, populär.

In diesem Buch verwendet der Autor den Ausdruck »das Gesetz des Dschungels« (englisch: *the law of the jungle),* der auch im Deutschen zu einer feststehenden Fügung wurde.

Sie dient zur Charakterisierung einer Verhaltensweise, für die jedes Mittel erlaubt scheint, zur Umschreibung von Gesetz- und Rechtlosigkeit.

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus

Karl Marx

Im Jahre 1848 wurde in London das von Karl Marx und Friedrich Engels im Auftrag des Bundes der Kommunisten verfasste Kommunistische Manifest unter dem Titel »Manifest der Kommunistischen Partei« veröffentlicht.

Es beginnt mit dem Satz vom Gespenst des Kommunismus in Europa, der bald danach zum geflügelten Wort wurde. Er ironisiert aus der Sicht der Autoren die Furcht vor den Kommunisten in Europa und die falschen Vorstellungen, die man sich vom Kommunismus machte.

Der erste Teil des Zitats wird – mit oder ohne Ironie – gelegentlich auch auf andere Gebiete übertragen gebraucht.

Geteilte Freude ist doppelte Freude

Christoph August Tiedge

Diese sprichwörtlich gewordene Lebensweisheit hat der Dichter Christoph August Tiedge in seinen »Fragmenten aus Tiedges Urania« in ähnlicher Form niedergeschrieben.

»Urania« (= die Himmlische) ist in der griechischen Mythologie die Muse der Sternkunde, aber auch ein Beiname der Aphrodite, der Göttin der Liebe und der Schönheit. Liebe und Freundschaft erscheinen dem Dichter als Gesandte des Himmels, und er führt aus: »Sei hoch beseligt oder leide; / Das Herz bedarf ein zweites Herz, / Geteilte Freud ist doppelt Freude, / Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.«

Bei den römischen Schriftstellern Cicero und Seneca findet man diesen Gedanken in ähnlicher Form.

Getretner Quark wird breit, nicht stark

Johann Wolfgang von Goethe

Dieser Vers stammt aus dem »Buch der Sprüche« in Goethes Gedichtsammlung »Westöstlicher Diwan«.

Ihm liegt wohl das tatarische Sprichwort »Wenn der Dreck getreten wird, verbreitet er sich« zugrunde, das Goethe aus der orientalistischen Literatur bekannt gewesen sein dürfte.

Mit dem Zitat soll ausgedrückt werden, dass etwas, dem die inhaltliche Tiefe fehlt, auch durch noch so unverhältnismäßig großen Aufwand nicht auf ein höheres Niveau gebracht werden kann.

Getreuer Eckart

Aus Mythen und Märchen

Die Symbolfigur für einen treuen Helfer erscheint in der germanischen Heldensage als Beschirmer der gotischen Harlungen vor ihrem Onkel Ermanarich.

Im Nibelungenlied warnt er an der Grenze von Rüdegers Mark die Nibelungen vor den ihnen im Hunnenland drohenden Gefahren.

In der Tannhäusersage verwehrt er jedem den Eintritt in den Verderben bringenden Venusberg. In Goethes Ballade »Der getreue Eckart« tritt er als Warner und freundlicher Helfer der Kinder auf, die beim abendlichen Bierholen der »Wilden Jagd begegnen«.

Der Glaube versetzt Berge

Die Bibel, Neues Testament

Die Redensart geht auf die Bibel zurück.

Im Matthäusevangelium heißt es zum Beispiel: »So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so mögt ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin! So wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.« Und im 1. Korintherbrief lesen wir: »Und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also dass ich die Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.«

Mit der Redensart wird zum Ausdruck gebracht, dass man – wenn man fest von einer Sache überzeugt ist – unter Umständen etwas fast unmöglich Erscheinendes erreichen kann.

Gleiches mit Gleichem vergelten

Plautus

Diese Redewendung findet sich bereits bei dem römischen Komödiendichter Plautus. In seinem Lustspiel »Mercator« (»Der Kaufmann«), in dem Vater und Sohn um dasselbe Mädchen werben, heißt es: *ut par pari respondeas* (»um Gleiches mit Gleichem zu vergelten«). Das entspricht dem alten Rechtsgrundsatz aus dem mosaischen Gesetz: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«.

Heute verwendet man meistens eine Form der Aufforderung oder Ermahnung wie »Man soll nicht Gleiches mit Gleichem vergelten«, gebraucht die Wendung also in einem Kontext, der zu einer versöhnlichen, eher neutestamentlichen Haltung aufruft.

Das Glück ist eine leichte Dirne

Heinrich Heine

Das Zitat ist der 1. Vers des Mottos, das dem 2. Buch von Heinrich Heines Gedichtzyklus »Romanzero« (1851) vorangestellt ist. Die folgenden Verse lauten: »Sie weilt nicht gern am selben Ort; / Sie streicht das Haar dir aus der Stirne / Und küsst dich rasch und flattert fort.«

Der Topos von der Unbeständigkeit des Glücks erscheint hier im Bild eines leichten Mädchens.

Glücklich allein ist die Seele, die liebt

Johann Wolfgang von Goethe

Mit den Zeilen »Freudvoll / Und leidvoll« beginnt Klärchens Lied in Goethes Trauerspiel »Egmont«. Obwohl in diesem Lied nur widerstreitende Empfindungen der liebenden Seele geschildert werden, kommt Klärchen doch zu dem Schluss: »Glücklich allein / Ist die Seele, die liebt.«

Zitat und Lied sind durch die Bühnenmusik Ludwig van Beethovens und durch weitere Vertonungen von Franz Schubert, Friedrich Liszt und Johann Friedrich Reichardt zusätzlich bekannt geworden.

Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist

Johann Strauß

Das Zitat stammt aus der Operette »Die Fledermaus« (1874 uraufgeführt) von Johann Strauß mit dem Libretto von Carl Haffner und Richard Genée nach dem Vaudeville »Réveillon« von Henri Meilhac und Ludovic Halévy. Im 1. Akt zerstreut damit der verliebte Alfred, einstiger Gesangslehrer der Rosalinde von Eisenstein, ihre Bedenken wegen ihres abwesenden Gatten, sodass sie schließlich in den Refrain einstimmt.

Man verwendet das Zitat zum Beispiel als Aufforderung, sich mit Unabänderlichem abzufinden, oder als Ausdruck der Resignation, mit dem man ein nicht wieder gutzumachendes Versäumnis kommentiert. Auch scherzhafte Abwandlungen wie »Glücklich ist, wer vergisst, dass ihm nicht zu helfen ist« treten gelegentlich auf.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde

Friedrich Schiller

Schiller lässt in dem »Die Piccolomini« (1799) überschriebenen zweiten Teil seiner Wallenstein-Trilogie den in seine Cousine Thekla verliebten Max Piccolomini das Folgende sagen: »O, der ist aus dem Himmel schon gefallen, / Der an der Stunden Wechsel denken muss! / Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.«

In der Form »Dem Glücklichen schlägt keine Stunde« gebraucht man das Zitat als – oft scherzhaften – Kommentar, wenn jemand vergisst, auf die Zeit zu achten, oder wenn sich jemand um Termine nicht kümmern muss oder ihnen bewusst eine geringe Bedeutung beimisst.

Die Gnade der späten Geburt

Helmut Kohl

Der Ausspruch stammt vom ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl, der 1984 anlässlich eines Besuchs in Israel mit Bezug auf die Zeit der Herrschaft des Nationalsozialismus von der »Gnade der späten Geburt« sprach, da Kohl zu jener Zeit noch ein Kind war.

Die Äußerung, in den Medien überwiegend als ein Fauxpas des Kanzlers gewertet, wird dahin gehend ausgelegt, dass Kohl mit dem Hinweis auf seine »späte Geburt« die Verantwortlichkeit der heutigen Generation gegenüber der nationalsozialistischen Vergangenheit habe relativieren wollen.

Der Ausspruch wird auch heute noch in diesem Sinne verwendet, und zwar im Zusammenhang mit Äußerungen, in denen man sich von einer solchen Haltung distanzieren will; manchmal wird die Äußerung auch auf andere historische Situationen übertragen.

Häufig wird das Zitat ironisch gebraucht und gelegentlich wertneutral verwendet, wenn man allgemein von Vertretern einer neuen Generation spricht, die sich im Hinblick auf bestimmte Begebenheiten durch ihre »späte Geburt« auszeichnen.

Eine goldene Brücke bauen

Johann Fischart

Die Wendung »jemandem eine goldene Brücke oder goldene Brücken bauen« mit der Bedeutung »jemandem das Eingeständnis seiner Schuld, das Nachgeben erleichtern, die Gelegenheit zum Einlenken geben« findet sich bereits bei dem Publizisten und Satiriker des Barock, Johann Fischart.

In seinem Hauptwerk, meist zitiert als »Geschichtsklitterung«, gibt es eine Stelle, wo er sagt, man solle »dem Feind Tür und Tor auftun und ihm eine goldene Brücke machen, dass er davonziehen könne«. Zugrunde liegt eine alte Kriegsregel, wonach man einen abziehenden oder fliehenden Feind möglichst nicht in Kämpfe verwickelt, sondern

ihm – wenn nötig – sogar Brücken baut, um seinen Abzug, seine Flucht zu erleichtern.

Die goldene Mitte

Horaz

Dieser Ausdruck könnte (ebenso wie die Variante »der goldene Mittelweg«) auf die *aurea mediocritas* in den »Oden« des römischen Dichters Horaz zurückgehen, der damit zu – bei aller Lebensfreude – maßvollem Genuss ermahnt.

Man bezeichnet damit einen angemessenen, zwischen den Extremen liegenden Standpunkt oder eine solche Entscheidung.

Goldenes Zeitalter

Hesiod

Mit dem »goldenen (auch: saturnischen) Zeitalter« war ursprünglich die ideale Vorzeit der antiken Sage gemeint. Der griechische Dichter Hesiod schildert sie in »Werke und Tage« als paradiesischen Allgemeinzustand ohne politische oder soziale Probleme. Die weitere Menschheitsentwicklung stellt sich von hier aus als Verschlechterung dar.

Im übertragenen Sinne wird heute auch allgemein eine Blütezeit oder eine Zeit großer wirtschaftlicher Erfolge auf einem Gebiet als »goldenes Zeitalter« bezeichnet.

Goldesel

Brüder Grimm

Der umgangssprachliche Ausdruck mit der Bedeutung »unerschöpfliche Geldquelle« geht zurück auf das grimmsche Märchen »Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack«.

Der zweite Sohn des Schneiders, der bei einem Müller in die Lehre gegangen war, erhielt von diesem am Ende der Lehrzeit einen Esel »von einer besonderen Art«. Der Müller beschrieb die ungewöhnliche Fähigkeit dieses Tieres so: »... wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: ›Bricklebrit‹, so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn.«

Den gordischen Knoten durchhauen

Aus Mythen und Märchen

Die Redewendung im Sinne von »eine Schwierigkeit auf verblüffend einfache Weise lösen« leitet sich von dem Gordischen Knoten aus der griechischen Sage her, einer kunstvollen Verknotung von Stricken am Wagen des sagenhaften phrygischen Königs Gordios.

Nach einem Orakel sollte derjenige, der den Knoten löste, die Herrschaft über Kleinasien erlangen. Wie der römische Geschichtsschreiber der Kaiserzeit, Curtius Rufus, in seiner »Geschichte Alexanders des Großen« überliefert, soll dieser den Knoten mit dem Schwert durchtrennt und damit das Orakel erfüllt haben.

Gott ist tot

Friedrich Nietzsche

»Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!« So ruft der »tolle Mensch« im 125. Stück von Nietzsches »Fröhlicher Wissenschaft« (1882) aus.

Christentum und christlich-jüdisch-abendländische Werte werden dort als Merkmale einer »Sklavenmoral« angesehen, die es zu überwinden gilt. Der »tolle Mensch« hat diesen Schritt für sich vollzogen und ist auf dem Wege zum »Übermenschen«. Und dieser »Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts« ist für Nietzsche der Mensch der Zukunft.

Als scherzhafte Antwort auf das Motto »Gott ist tot. (Nietzsche)« findet man gelegentlich die Formulierung »Nietzsche ist tot. (Gott)«.

Gott sei Dank! Nun ists vorbei mit der Übeltäterei

Wilhelm Busch

Am Ende der Bildergeschichte von »Max und Moritz« lässt Wilhelm Busch das ganze Dorf mit diesen Worten aufatmen.

Man verwendet sie heute meist als mehr scherzhaft gemeinten Seufzer der Erleichterung, wenn die Urheber von

Dummejungenstreichen ausfindig gemacht worden sind und ihrem Treiben ein Ende gesetzt worden ist, allgemeiner auch, wenn etwas als unangenehm, lästig Empfundenes abgestellt worden ist.

Gottes Mühlen mahlen langsam

Friedrich von Logau

Dieses Sprichwort ist der Anfang des ersten Verses des Sinngedichtes »Göttliche Rache« von Friedrich von Logau.

Es besagt, dass jeder für sein unrechtes Tun die gerechte Strafe erhält, auch wenn dies nicht immer gleich geschieht. Gottes Gerechtigkeit entgeht niemand. Der vollständige Gedichttext lautet: »Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein, / Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf er alles ein.«

Logau hat den Grundgedanken dieses Epigramms wohl von Sextus Empiricus, einem altgriechischen Arzt und Philosophen um 200 n. Chr., übernommen; bei ihm heißt es: »Erst lange Zeit nachher mahlen der Götter Mühlen, doch mahlen sie Feines.«

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus

Thomas Campbell

Diese sprichwörtliche Redensart kommt aus dem Englischen; sie stammt aus dem Gedicht »Lochiel’s Warning« (deutsch: »Lochiels Warnung«) des schottischen Dichters Thomas Campbell.

Dort heißt es in einem poetischen Bild, dass die tief stehende Sonne des Lebensabends eine Art seherische Kraft verleiht: *And coming events cast their shadows before* (»Und kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.«).

Das leicht abgewandelte Zitat kommentiert die ersten wahrnehmbaren Anzeichen einer bevorstehenden, besonderen Veranstaltung, Festlichkeit oder Ähnlichem.

Das große Welttheater

Pedro Calderón de la Barca

Das Zitat – im spanischen Original *El gran teatro del mundo* – ist der Titel eines Auto sacramental, eines spätmittelalterlichen spanischen Fronleichnamsspiels, von Calderón de la Barca.

Das Schauspiel wurde 1846 von Joseph von Eichendorff ins Deutsche übersetzt. Hugo von Hofmannsthals Nachdichtung »Das große Salzburger Welttheater« erschien im Jahre 1922. Der bis in die Barockzeit weit verbreitete literarische Topos vom Welttheater, dem *Theatrum Mundi,* der Vorstellung der Welt als eines Theaters, auf dem die Menschen (vor Gott) ihre Rollen spielen, erscheint als Vergleich oder Metapher bereits in der Antike bei Platon, Horaz, Seneca und im Urchristentum bei Augustinus.

Gut gebrüllt, Löwe!

William Shakespeare

Dieses Zitat aus Shakespeares »Ein Sommernachtstraum« gebraucht man, wenn etwas treffend, schlagfertig bemerkt oder kommentiert wurde.

Im Original sagt im sogenannten Rüpelspiel Demetrius, als das Brüllen des »Löwen« die arme Thisbe erschreckt: *Well roared, lion!*

Das Gute – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse, was man lässt

Wilhelm Busch

Das Zitat ist ein Ausspruch von Onkel Nolte im Epilog zu Wilhelm Buschs Bildergeschichte »Die fromme Helene« (1872), nachdem Helene durch Alkoholgenuss ihren tödlichen Unglücksfall ausgelöst hat.

Schon bei dem römischen Dichter Horaz heißt es in den »Epistulae«: *Virtus est vitium fugere* (»Tugend ist, das Laster zu fliehen«). Man verwendet das Busch-Zitat gelegentlich, wenn jemand ein verwerfliches Vorhaben aufgegeben, einer Versuchung nicht nachgegeben hat.

H

Haben und Nichthaben

Ernest Hemingway

Dies ist der Titel eines 1937 erschienenen Romans von Ernest Hemingway (englischer Originaltitel: *To have and have not*).

Möglicherweise bezog sich Hemingway damit auf eine Stelle in Miguel de Cervantes' »Don Quichotte«, wo es heißt: *Dos linages sólos hay en el mundo, como decía una abuela mía, que son el tenir y el no tenir* (»Es gibt nur zwei Familien auf der Welt, wie eine meiner Großmütter sagte, die Habenden und die Nichthabenden«).

Das Zitat wird oft dann benutzt, wenn man die Gegensätzlichkeit von Reichtum und Armut, von Besitzenden und Besitzlosen ansprechen will.

Der Roman, in dem ein Bootsverleiher, ein Habenichts, mit denselben skrupellosen Methoden wie die Reichen sein Geld zu verdienen sucht und schließlich in einer Schießerei zu Tode kommt, wurde mehrfach verfilmt. Besonders erfolgreich war der 1944 nach Motiven des Hemingway-Romans gedrehte Film gleichen Titels mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall.

Eine Hand wäscht die andere

Petronius Arbiter

Die sprichwörtliche Redensart geht auf die lateinische Formel *manus manum lavat* zurück. Diese ist sowohl bei dem römischen Philosophen und Dichter Seneca in der Satire »Apocolocyntosis« belegt als auch bei dem römischen Schriftsteller Petronius Arbiter in dem Schelmenroman »Satyricon«.

Mit der Redensart wird eine gegenseitige Hilfeleistung angesprochen: Eine Gefälligkeit, die man jemandem erwiesen hat, wird mit einem Gegendienst belohnt. In diesem

Sinne wird das Wort auch von Goethe in dem epigrammatischen Gedicht »Wie du mir, so ich dir« verwendet. Die letzten beiden Verse lauten: »Hand wird nur von Hand gewaschen; / Wenn du nehmen willst, so gib!«

Heute gebraucht man die Redensart oft auch mit dem Nebengedanken, dass es sich bei diesen Gefälligkeiten um eigentlich unerlaubte Handlungen, um nicht ganz saubere Geschäfte handelt, die unbestraft bleiben, weil sich die Beteiligten nicht gegenseitig verraten.

Hans im Glück

Brüder Grimm

Als einen »Hans im Glück« bezeichnet man einen unbekümmerten, sorglosen Menschen, von dem man glaubt, er habe bei allen Unternehmungen Glück. Die Bezeichnung geht auf ein Märchen der Brüder Grimm mit diesem Titel zurück.

Es handelt von einem gutmütigen Burschen, der in seiner Einfalt einen Goldklumpen, seinen Lohn von sieben Jahren, in einem Tauschhandel weggibt und nach einer Reihe von schlechten Tauschgeschäften nichts mehr besitzt als einen Schleifstein, der ihm schließlich auch noch in einen Brunnen fällt. Der Bursche aber fühlt sich von einer Last befreit, er ist mit sich und der Welt zufrieden und kann so am Ende ausrufen: »So glücklich wie ich ... gibt es keinen Menschen unter der Sonne.«

Happy few

William Shakespeare

Den Ausdruck bezieht Heinrich V. in Shakespeares gleichnamigem Königsdrama auf die kleine Schar seiner Kampfgefährten, die aufgrund ihrer Teilnahme an der bevorstehenden Schlacht von Azincourt mit ihm bis ans Ende der Welt unvergessen sein werden, die er sogar seine Brüder nennen wird: *We few, we happy few, we band of brothers* (»Wir wenigen, wir wenigen Glücklichen, wir Schar von Brüdern«).

Der Ausdruck wird heute ganz allgemein auf eine kleine Schar von Auserwählten, auf einen erlesenen Kreis bezogen.

Das Hemd ist jemandem näher als der Rock

Plautus

Wenn man ausdrücken will, dass jemandem der eigene Vorteil wichtiger ist als die ebenso berechtigten Interessen anderer, so sagt man oft: »Ihm ist das Hemd näher als der Rock.«

Diese Redensart geht wohl auf eine der Komödien des römischen Dichters Plautus zurück. In dem Stück »Trinummus« (»Das Dreidrachmenstück«) heißt es: *Tunica propior palliost,* wobei das römische Untergewand, die Tunika, im Deutschen mit »Hemd« wiedergegeben wird, während das griechische Obergewand Pallium (entspricht der römischen Toga) mit »Rock« übersetzt wurde.

Nomen est omen

Plautus

Der römische Komödiendichter Plautus verwendet in seinem Stück »Persa« die Formulierung *nomen atque omen,* auf Deutsch »Name und zugleich auch Vorbedeutung«. Auf sie ist die gängige lateinische Redensart, in der heute üblichen Form *nomen est omen,* zurückzuführen.

Man wendet sie meist scherzhaft im Hinblick auf Personen oder auch Sachen an, von denen man glaubt, dass allein ihr Name schon bezeichnend ist oder auf etwas ganz Bestimmtes hinweist.

Heureka!

Archimedes

Diesen freudigen Ausruf, der sich aus dem Griechischen mit »ich habe [es] gefunden« übersetzen lässt, soll – nach der Darstellung des römischen Baumeisters und Architekten Vitruv (1. Jahrhundert v. Chr.) – der griechische Mathematiker und Physiker Archimedes bei seiner Entdeckung des hydrostatischen Auftriebs getan haben. (Nach diesem auch »archimedisches Prinzip« genannten physikalischen Gesetz

ist der statische Auftrieb eines Körpers gleich dem Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeits- oder Gasmenge.)

Auch heute noch wird eine – oftmals überraschend einfache – Lösung eines schwierigen Problems mit diesem Ausruf erleichtert kommentiert.

Hic Rhodus, hic salta!

Äsop

Diese lateinische Redensart wird in gehobenem Sprachgebrauch im Sinne von »Hier gilt es, hier musst du dich entscheiden, dich beweisen« gebraucht.

Sie geht auf eine lateinische Übersetzung der Fabeln des Äsop zurück. Eine der Fabeln handelt von einem Prahler, der erzählt, er habe in Rhodos einmal einen sehr weiten Sprung getan. Daraufhin fordert man ihn mit den Worten »Hier ist Rhodos, hier springe!« auf, an Ort und Stelle zu beweisen, wie gut er springen kann.

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Johann Wolfgang von Goethe

Dieses Zitat stammt aus Goethes »Faust I« (1829).

Faust und sein Famulus Wagner bewegen sich bei ihrem »Osterspaziergang« in einem bunten Volksgewimmel. Die Menschen freuen sich an der wieder erwachten Natur. Faust fühlt sich nicht fremd unter dem einfachen Volk. Sein Monolog, der mit dem Vers »Vom Eise befreit sind Strom und Bäche« beginnt, endet mit den Versen »Ich höre schon des Dorfs Getümmel, / Hier ist des Volkes wahrer Himmel, / Zufrieden jauchzet groß und klein: / ›Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!‹«

Man zitiert die letzte Zeile, um auszudrücken, dass man sich in einer bestimmten Umgebung frei von Zwängen fühlt und sich so geben kann, wie man ist. Auch die drittletzte Zeile ist zu einem gebräuchlichen Zitat geworden, mit dem man Veranstaltungen oder Einrichtungen charakterisiert, die den Menschen ein unbeschwertes – meist nicht sehr anspruchsvolles – Vergnügen bieten.

Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen

Heinrich Heine

Der Vers stammt aus Heinrich Heines Gedichtzyklus »Deutschland. Ein Wintermärchen«.

Der Zyklus war 1844 nach einer Deutschlandreise des seit 12 Jahren in Frankreich im Exil lebenden Dichters entstanden. Heine kritisiert darin mit beißendem Spott den im Deutschland der Restauration herrschenden Geist. Im ersten Gedicht (Caput 1) wendet er sich gegen die Vertröstung der Menschen auf ein besseres Jenseits. Er setzt dagegen: »Wir wollen hier auf Erden schon / Das Himmelreich errichten.«

Man verwendet das Zitat heute scherzhaft, wenn man von etwas spricht, auf das man »großzügig« verzichtet, weil es einen nicht interessiert.

Hochmut kommt vor dem Fall

Die Bibel, Altes Testament

Die auch in anderen Sprachen verbreitete sprichwörtliche Redensart hat ihre Wurzeln im Alten Testament.

So liest man in den Sprüchen Salomos: »Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall.« Eine Stelle im apokryphen Buch Jesus Sirach lautet: »Denn Hochmut tut nimmer gut, und kann nichts denn Arges daraus erwachsen.«

»Hochmut« im biblischen Sinne war die Hybris gegenüber Gott, die als Frevel galt und Verderben nach sich zog. Im Prolog von Schillers »Jungfrau von Orléans« finden sich die Verse »Hochmut ists, wodurch die Engel fielen, / Woran der Höllengeist den Menschen fasst.«

»Hochmut« im profanen Sinne – so wie man ihn heute versteht – ist eine Form von Stolz und Überheblichkeit anderen Menschen gegenüber, die sich ebenso verderblich auswirken kann.

Das höchste der Gefühle

Wolfgang Amadeus Mozart

Mit diesen Worten wird umgangssprachlich das Äußerste, was in einer bestimmten Situation möglich ist oder sich tun lässt, bezeichnet. Sie stammen aus Mozarts Oper »Die Zauberflöte«, wo sie aber im Sinne von »das schönste Gefühl« zu verstehen sind. Papageno und Papagena geben damit ihrer Vorfreude auf reichen Kindersegen Ausdruck.

Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Otto Julius Bierbaum

Diese Devise hat der Schriftsteller Otto Julius Bierbaum seiner Erzählung »Yankeedoodle-Fahrt und andere Reisegeschichten« (1909) vorangestellt.

Man zitiert sie in Situationen, in denen man es als das Beste erkannt hat, allen Schwierigkeiten des Alltags mit heiterer Gelassenheit zu begegnen. Auch als Kommentar zu einem schlechten Witz oder zu einem Missgeschick ist das Zitat gebräuchlich.

Hunger ist der beste Koch

Freidank

Diese sprichwörtliche Redensart verwendet man, wenn großer Hunger einen Menschen, der sonst sehr wählerisch im Essen ist, dazu bringt, auch weniger gutes Essen mit Appetit zu verzehren.

Sie findet sich in dieser Form erstmals bei dem mittelhochdeutschen Spruchdichter Freidank, wo es heißt: *Der hunger ist der beste koch / der ie wart oder wirdet noch* (neuhochdeutsch »Der Hunger ist der beste Koch, den es je gab oder noch geben wird«).

Auch in der Antike findet sich dieser Gedanke schon bei Xenophon und Cicero.

I

Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen

Friedrich II., der Große

Diesen Satz soll Friedrich der Große in einer Anweisung an sein Kabinett kurz vor seinem Tode geschrieben haben.

Er ist charakteristisch für den preußischen Monarchen, der für die geistigen Strömungen seiner Zeit durchaus aufgeschlossen war, was seine Reformansätze im Heer-, Rechts- und Verwaltungswesen belegen (1777 Aufhebung der Leibeigenschaft).

Andererseits kann diese Äußerung aber auch als bezeichnend für seine im Alter immer stärker zutage tretende negative Beurteilung der menschlichen Natur angesehen werden.

Ich bin nicht in der Gebelaune heut

William Shakespeare

Das Zitat – im Original *I am not in the giving vein today* – stammt aus Shakespeares Tragödie »Richard III.«.

Es ist dort des Königs Entgegnung, als ihn der Herzog von Buckingham mehrmals an sein Versprechen erinnert, Buckingham die Grafschaft Hereford dafür zu geben, dass er Richard auf den Thron half.

Üblich ist heute die Ausdrucksweise »in Geberlaune sein«, womit man eine (momentane) Neigung zur Großzügigkeit anspricht.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht

Heinrich Heine

Das Zitat ist der Anfang eines Gedichtes aus Heinrich Heines »Lyrischem Intermezzo«, dem 2. Zyklus des »Buches der Lieder« (1827). Größere Bekanntheit hat das Gedicht als siebentes Lied von Robert Schumanns (1810–1856) Zyklus »Dichterliebe« erlangt.

Man gebraucht das Zitat meist scherzhaft-ironisch, um auszudrücken, dass man trotz einiger Berechtigung keinen Groll gegen jemanden hegen will.

Ich habe das Meinige getan

Friedrich Schiller

Schillers Drama »Don Karlos« (1787) endet mit diesen Worten.

Damit überantwortet der König seinen Sohn, der zweifach Verrat an ihm geübt hat, dem Großinquisitor: »Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre.«

Man verwendet das Zitat, um auszudrücken, dass man in einem bestimmten Zusammenhang getan hat, was man tun konnte oder was man zu tun für nötig hielt (und dass man Weiteres nicht zu tun gedenkt).

Ich habe fertig

Giovanni Trapattoni

Mit diesen Worten endete der berühmte Zornesausbruch des italienischen Fußballtrainers Giovanni Trapattoni im März 1998.

Da die Fußballmannschaft FC Bayern München seit Beginn von Trapattonis Trainerschaft nicht die erwarteten Leistungen zeigte, war der Italiener zunehmend ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Nach einem weiteren verlorenen Spiel machte Trapattoni schließlich auf einer Pressekonferenz seinem Ärger über die Mannschaft Luft. Durch sein fehlerhaftes Deutsch wirkten die zornig gemeinten Worte jedoch so komisch, dass manches, darunter vor allem die Formulierung »Ich habe fertig«, in den allgemeinen Sprachschatz übernommen wurde.

Sie wird scherzhaft gebraucht, um auszudrücken, dass man mit einer Sache fertig ist, oder auch dass man von etwas genug hat, einer Sache überdrüssig ist.

Ich hab getan, was ich nicht lassen konnte

Friedrich Schiller

In der ersten Szene von Schillers »Wilhelm Tell« entschließt sich Tell, Baumgarten vor den Reitern des Landvogts zu schützen, indem er ihn trotz eines drohenden Unwetters mit einem Kahn zum rettenden anderen Ufer des Vierwaldstätter Sees bringt. Sollte er von der Fahrt nicht lebend zurückkehren, so solle man seine Frau trösten; er kommentiert sein Handeln in einer vorweggenommenen Rückschau mit den Worten: »Ich hab getan, was ich nicht lassen konnte.«

Zur Rechtfertigung einer umstrittenen Handlungsweise wird das Zitat auch heute noch verwendet. Sehr häufig ist auch die an einen anderen gerichtete resignierende Aufforderung: »Tu, was du nicht lassen kannst.«

Ich kam, ich sah, ich siegte

Cäsar

Dieser Ausspruch im Sinne von »das war ein überaus rascher Erfolg; kaum angekommen, schon erfolgreich« geht nach der Cäsar-Biografie von Plutarch auf Gajus Julius Cäsar zurück.

Dieser soll seinem Freund Amicitius in Rom seinen Blitzsieg über Pharnakes II. bei Zela im Jahre 47 v. Chr. mit den entsprechenden lateinischen Worten *veni, vidi, vici* mitgeteilt haben.

Ich seh dir in die Augen, Kleines

Aus Film und Fernsehen

Kaum ein Film verdient die Bezeichnung »Kultfilm« so sehr wie »Casablanca«, der 1942 mit Humphrey Bogart und Ingrid Bergman in den Hauptrollen gedreht wurde. In der deutschen Synchronfassung von 1975 sagt die Hauptfigur Rick (Bogart) mehrfach zu der von ihm geliebten Ilsa (Bergman) »Ich seh dir in die Augen, Kleines« – eine Formulierung, die mit dem englischen Originaltext *Here's looking at you, kid* kaum etwas zu tun hat, denn das heißt auf Deutsch

so viel wie »Hoch die Tassen, Kleines« oder einfach »Prost, Kleines«.

Die »falsche« Übersetzung passte nach Ansicht des Synchronregisseurs gut zur Situation und zum Bildausschnitt; er ahnte wohl nicht, dass er damit einen der in Deutschland meistzitierten Filmtexte geschaffen hatte.

Sowohl die Werbung als auch der allgemeine Sprachgebrauch verwenden den Satz – oft auch abgewandelt, zum Beispiel zu »Schau mir in die Augen, Kleines« –, um mehr oder weniger bedeutungsvolle Situationen zu kommentieren, in denen man jemanden oder etwas mehr oder weniger bedeutungsvoll ansieht.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten

Heinrich Heine

Bei diesem Zitat handelt es sich um den Beginn des zweiten Gedichts aus Heinrich Heines Gedichtsammlung »Die Heimkehr« (1823 / 24 entstanden), das im 19. Jahrhundert in der Vertonung von Friedrich Silcher (1789–1860) zu einem bekannten Volkslied wurde. Die erste Strophe lautet: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Dass ich so traurig bin; / Ein Märchen aus alten Zeiten, / Das kommt mir nicht aus dem Sinn.«

Heine greift hier das Märchen von der Loreley auf, die als Fantasiegestalt erstmals in einer Ballade (»Die Lore Lay«) von Clemens von Brentano innerhalb seines Romans »Godwi« (1801) beschrieben wird.

Wenn man heute in bestimmten Situationen nicht versteht, welchen Sinn oder Zweck eine Entscheidung oder ein Verhalten hat, was dahinter steckt, kann man kopfschüttelnd zitieren: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.«

Ich weiß, dass ich nichts weiß

Sokrates

Wenn man sich selbst als jemanden charakterisieren will, der eher einmal eine Antwort auf eine grundsätzliche Frage schuldig bleibt, als vorschnell trotz innerer Zweifel Stellung

zu nehmen, gebraucht man diesen Grundsatz des griechischen Philosophen Sokrates.

Das Zitat geht wohl auf die durch den griechischen Philosophen Platon überlieferte »Verteidigungsrede« des Sokrates zurück, wo es an einer Stelle des griechischen Textes heißt: »Jener glaubt etwas zu wissen, weiß aber nichts; ich weiß zwar auch nichts, glaube aber auch, nichts zu wissen.«

Im Anfang war das Wort

Die Bibel, Neues Testament

Mit diesem Satz beginnt das Evangelium des Johannes im Neuen Testament.

In der nicht leicht zu verstehenden Textstelle könnte das »Wort« so viel wie »göttliches Prinzip« bedeuten; bei der Verwendung als Zitat (oft auch ungenau als »Am Anfang war das Wort«) wird der Text im Allgemeinen ganz konkret verstanden. Man kann damit zum Beispiel zum Ausdruck bringen, dass ein bestimmtes Wort zum Ausgangspunkt einer Debatte, einer Entwicklung wurde oder dass eine theoretische Erörterung einer Handlung, einem Unternehmen vorausgehen sollte.

Der polnische Aphoristiker Stanislaw Jerzy Lec (1909 bis 1966) hat das Zitat so »vervollständigt«: »Im Anfang war das Wort – am Ende die Phrase.«

Im Anfang war die Tat

Johann Wolfgang von Goethe

Der Anfang des Johannesevangeliums »Im Anfang war das Wort« ist der Ausgangspunkt für das Goethe-Zitat »Im Anfang war die Tat«. Es stammt aus »Faust I« (1829).

Faust, der den Anfang des Johannesevangeliums aus dem Griechischen übersetzen will, nimmt mehrere Anläufe bei der Übertragung des griechischen Begriffs »Logos«, dessen Vielschichtigkeit er erkennt. Die Übersetzung mit »Wort«, die er in der deutschen Übersetzung (von Luther) vorfindet, genügt ihm nicht. Er versucht es nacheinander mit den Begriffen »Sinn« und »Kraft« und kommt, seiner augenblickli-

chen Verfassung entsprechend, schließlich zum Begriff der »Tat«.

Das Zitat wird gelegentlich als Aufforderung zu aktivem, tatkräftigem Verhalten verwendet, als Mahnung, nicht immer nur schöne Reden zu führen, wenn man etwas verwirklichen will.

Im siebten Himmel sein

Die Bibel, Neues Testament

Diese umgangssprachliche Redewendung, die auch in der Form »sich wie im siebten Himmel fühlen« gebräuchlich ist, bedeutet so viel wie »überglücklich sein«.

Sie geht auf die Bibel zurück, in der die Schilderung des Himmels zum Teil von alten morgenländischen Vorstellungen geprägt ist, wonach es für die Seligen mehrere Himmel gibt, die übereinander angeordnet sind. So heißt es zum Beispiel im 2. Korintherbrief: »Ich kenne einen Menschen in Christo; vor vierzehn Jahren ... ward derselbe entzückt bis in den dritten Himmel.«

In frühchristlichen apokryphen Schriften wird der siebte Himmel als der höchste bezeichnet, in dem Gott selbst mit den Engeln wohnt.

Der Refrain des alten Schlagers »Ich tanze mit dir in den Himmel hinein«, den Lilian Harvey und Willy Fritsch 1937 sangen, beginnt und endet mit den Zeilen: »Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, / in den siebenten Himmel der Liebe.«

Im Westen nichts Neues

Erich Maria Remarque

Diese scherzhaft-umgangssprachliche Redensart wird im Sinne von »es gibt nichts Neues zu berichten« gebraucht.

Sie greift den Titel eines in den USA und in Großbritannien verfilmten Romans von Erich Maria Remarque auf. Der Titel seinerseits nimmt Bezug auf Formulierungen in amtlichen Heeresberichten des Ersten Weltkriegs wie etwa »Von

der Westfront ist nichts Neues zu melden« oder »Auf dem westlichen Kriegsschauplatz nichts Neues«.

In Gefahr und großer Not bringt der Mittelweg den Tod

Friedrich von Logau

Dieser Sinnspruch stammt von Friedrich von Logau. Er bringt zum Ausdruck, dass es bedrohliche Situationen im Leben gibt, wo man keinen Kompromiss eingehen darf.

Die Regisseure Alexander Kluge und Edgar Reitz verwendeten ihn als Titel ihres 1974 gedrehten Films über die gesellschaftliche und politische Situation in Deutschland Anfang der 1970er-Jahre.

In medias res

Horaz

Der bildungssprachliche Ausdruck kommt in Redewendungen wie »in medias res gehen« im Sinne von »unmittelbar und ohne Umschweife zur Sache kommen« vor.

Er geht auf die »Ars poetica« des römischen Dichters Horaz zurück. Horaz lobt den griechischen Dichter Homer, weil er in der »Ilias« bei der Darstellung des Trojanischen Krieges *in medias res* (»mitten in die Dinge«) hineinführt, sich also nicht mit einer längeren Vorgeschichte oder einer weitschweifigen Einführung aufhält.

In vino veritas

Alkaois

Dieses lateinische Sprichwort (auf Deutsch »im Wein ist bzw. liegt Wahrheit«) geht über die griechische Entsprechung in der Sammlung des Zenobios auf den griechischen Dichter Alkaios zurück, der in einem seiner Fragmente sagt, dass Wein auch Wahrheit sei.

Im heutigen Sprachgebrauch wird weniger darauf Bezug genommen, dass Alkoholgenuss ein Weg zur Erkenntnis von Wahrheit sei, sondern man spielt eher darauf an, dass der Alkoholisierte weniger Hemmungen hat, zur Gesprächigkeit neigt und leicht Dinge ausplaudert, die er im nüch-

ternen Zustand verschwiegen oder bestritten oder weitaus weniger unverblümt geäußert hätte.

Irrungen, Wirrungen

Theodor Fontane

Ein gesellschaftskritischer Roman von Theodor Fontane mit dem Thema der unstandesgemäßen Liebe zwischen einem Adligen und einem bürgerlichen Mädchen, die gezwungen sind, ihr Glück gesellschaftlichen Vorurteilen zu opfern, trägt den Titel »Irrungen, Wirrungen«.

Der Titel dieses 1888 erschienenen Romans, in dem sich Fontane für damalige Verhältnisse freimütig mit sozialen und erotischen Problemen des späten 19. Jahrhunderts auseinander setzte und entsprechend Anstoß erregte, wurde zum geflügelten Wort. Es dient auch heute noch dazu, Konfusionen, Fehlentwicklungen, verworrene Zustände unterschiedlichster Art zu benennen.

Ist das nötige Geld vorhanden

Bertolt Brecht

Für die Verfilmung seiner »Dreigroschenoper« hat Bertolt Brecht die »Ballade, in der Macheath jedermann Abbitte leistet« im Jahre 1930 um drei zusätzliche Strophen ergänzt. Die erste dieser neuen Schlussstrophen lautet: »Und so kommt zum guten Ende / Alles unter einen Hut. / Ist das nötige Geld vorhanden / Ist das Ende meistens gut.«

Mit dem verkürzten Zitat »Ist das nötige Geld vorhanden« will man heute andeuten, dass die Verwirklichung eines Vorhabens, eines Traums oft nur auf der Grundlage einer entsprechenden finanziellen Absicherung möglich ist.

J

Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag

Johann Heinrich Voß

Selbstbesinnung, Gedanken und Reflexionen über Vergangenes und Zukünftiges sind kennzeichnend für viele literarische Äußerungen, die sich auf das Jahresende, den Jahreswechsel beziehen. Entsprechend verhält es sich auch mit diesem Zitat.

Es sind die ersten beiden Zeilen eines Gedichtes mit dem Titel »Neujahrslied« von Johann Heinrich Voß, einem vom aufgeklärten Geist seiner Zeit geprägten Dichter, der besonders als Mitherausgeber des »Göttinger Musenalmanachs« und als Übersetzer der bedeutendsten Dichtungen der Antike bekannt wurde. Das Gedicht wurde von Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800) vertont, dem Komponisten vieler volkstümlich gewordener Lieder.

Jeder ist seines Glückes Schmied

Caecus

Das Sprichwort im Sinne von »man hat sein Schicksal oder Wohlergehen selbst in der Hand, ist selbst dafür verantwortlich« geht nach der Sallust zugeschriebenen Schrift »De re publica ordinanda« auf den römischen Zensor und Konsul Appius Claudius Caecus zurück. Dieser habe in einer Spruchsammlung geschrieben: *fabrum esse suae quemque fortunae*.

Der römische Komödiendichter Plautus behält diese Fähigkeit, sich selbst sein Glück zu schaffen, dem Weisen vor: *Sapiens ipse fingit fortunam*. Gottfried Keller (1819–1890) verarbeitete das Sprichwort in der Novelle »Der Schmied seines Glücks« aus der Sammlung »Die Leute von Seldwyla«.

Jeder ist sich selbst der Nächste

Terenz

Diese sprichwörtliche Redensart mit der Bedeutung »jeder denkt zuerst an sich selbst« ist lateinischen Ursprungs.

Bei dem römischen Komödiendichter Terenz heißt es in dem Stück »Andria« im lateinischen Original: *Proximus sum egomet mihi,* auf Deutsch: »Ich bin mir selbst der Nächste.«

Ein jeder kehre vor seiner Tür

Johann Wolfgang von Goethe

Dieses (auch in anderen Sprachen bekannte) Sprichwort im Sinne von »jeder möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, statt andere zu kritisieren« hat Goethe unter dem Titel »Bürgerpflicht« in seinen »Zahmen Xenien« im 9. Buch verwendet. Es heißt dort weiter: »Und rein ist jedes Stadtquartier. / Ein jeder übe sein' Lektion, / So wird es gut im Rate stohn!«

Schon Georg Rollenhagen (1542–1609) hatte in seinem grotesken satirischen Tierepos »Froschmeuseler«, einer allegorischen Darstellung der Reformationszeit und ihrer Wirren nach antikem Muster, eine ähnliche Formulierung gewählt. In Buch 1 heißt es: »Für seiner Tür kehr jeder fein, / So wirds in der ganzen Stadt rein.«

Jeder Krämer lobt seine Ware

Horaz

Dieser Ausspruch geht möglicherweise auf das erste Buch der »Epistulae« des römischen Dichters Horaz zurück.

Bei diesem Werk handelt es sich um poetische Briefe, die besonders (im ersten Buch) allgemeine Fragen der Lebensführung behandeln. Der Originaltext des Zitats lautet: *Laudat venalis qui volt extrudere mercis* (wörtlich übersetzt: »Es lobt derjenige, der seine Ware losschlagen will«).

Es drückt sich in diesen Worten die begründete Skepsis gegenüber allem aus, was zu sehr angepriesen wird.

Jeder muss nach seiner Fasson selig werden

Friedrich II., der Große

Die Redensart im Sinne von »jeder soll nach seiner eigenen Auffassung leben, sein Leben gestalten« geht auf den preußischen König Friedrich den Großen zurück, der sich damit auf die Toleranz den Religionen gegenüber bezog.

Als er am 22. Juni 1740 eine Anfrage des Staatsministers von Brand und des Konsistorialpräsidenten von Reichenbach erhielt, ob die römisch-katholischen Schulen wegen ihrer Unzuträglichkeit wieder abgeschafft werden sollten, schrieb er diese Antwort an den Rand des Schriftstücks und fügte hinzu, dass keine Religion der anderen Abbruch tun dürfe.

Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient

Joseph de Maîstre

Mit diesem etwas süffisant klingenden Bonmot schmückt auch heute noch mancher politische Kommentator seine kritische Stellungnahme beispielsweise nach einem Wahlausgang, der nicht seinen Vorstellungen entspricht.

Es stammt aus einem Brief des französischen Diplomaten, Staats- und Geschichtsphilosophen Graf Joseph de Maîstre, der ein Gegner der Französischen Revolution war und einen katholisch-restaurativen Monarchismus vertrat. Im Original lautet der Satz: *Toute nation a le gouvernement qu'elle mérite.*

Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn

Friedrich Schiller

Das Zitat stammt aus Schillers »Lied von der Glocke« (1799) und steht in dem Abschnitt, der auf die Schrecken der Französischen Revolution anspielt, wo der Mensch in seiner blinden, wahnhaften Raserei mehr als Löwe und Tiger zu fürchten ist: »Gefährlich ists, den Leu zu wecken, / Verderblich ist des Tigers Zahn, / Jedoch der schrecklichste der Schrecken, / Das ist der Mensch in seinem Wahn.«

Es gibt nach wie vor zahlreiche Anlässe, diese schillerschen Zeilen zu zitieren.

Jenseits von Gut und Böse

Friedrich Nietzsche

»Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft« ist der Titel einer Schrift des Philosophen Friedrich Nietzsche von 1886.

Der Titel ist in die Redewendung »jenseits von gut und böse sein« eingegangen. Man gebraucht sie – häufig scherzhaft oder auch ironisch – in Bezug auf einen Menschen, der in gewisser Weise der Welt entrückt ist. Auch als scherzhafte Umschreibung dafür, dass man jemandem unterstellt, er habe wegen seines hohen Alters keine sexuellen Bedürfnisse mehr, wird das Zitat verwendet.

Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört

Willy Brandt

Mit diesen Worten kommentierte Willy Brandt am 10. November 1989 den Fall der Berliner Mauer.

Schon wenige Monate später, als die wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten der deutschen Wiedervereinigung immer deutlicher zu spüren waren, entstanden auch pessimistische Abwandlungen dieses Ausspruchs wie »Jetzt bricht zusammen, was zusammengehört«.

K

Der kalte Krieg

Walter Lippmann

Dieser Ausdruck bezeichnet einen ohne Waffengewalt, besonders auf wirtschaftlicher, bündnispolitischer und psychologischer Ebene ausgetragenen Konflikt zwischen Staaten, die verschiedenen ideologischen Machtblöcken angehören. Nach 1945 wurde er speziell auf das Verhältnis zwischen den USA und der früheren UdSSR und den Verbündeten beider Mächte bezogen.

Er ist eine Lehnübersetzung des englischen *cold war.* Zu seiner allgemeinen Verbreitung dürfte besonders das 1947 erschienene Buch »The Cold War. A Study in US Foreign Policy« des amerikanischen Publizisten Walter Lippmann beigetragen haben.

Kassandraruf

Homer

Man bezeichnet in gehobener Sprache jemanden als »Kassandra«, der eine drohende Gefahr, eine unheilvolle Entwicklung erkennt, dessen Warnungen aber nicht gehört werden. Desgleichen spricht man von einem »Kassandraruf« als von einer ungehört verhallenden Warnung.

Kassandra ist eine Gestalt der griechischen Mythologie. Apoll hatte ihr die Gabe der Weissagung verliehen. Weil sie aber sein Werben zurückwies, bewirkte er, dass ihren Warnungen kein Glauben geschenkt wurde. Von Kassandra berichtet in der Antike Homer in der »Odyssee«, bei den griechischen Tragikern spielt sie eine Rolle und in der »Äneis« von Vergil.

Schiller stellt in seinem 1802 entstandenen Gedicht »Kassandra« die Tragik dieser Seherin dar, die sich nicht unbekümmert dem Augenblick hingeben kann, weil sie von dem

nahenden Unheil weiß. Von Christa Wolf erschien 1983 eine Erzählung mit demselben Titel.

Kategorischer Imperativ

Immanuel Kant

Der philosophische Begriff im Sinne von »unbedingt gültiges sittliches Gebot« stammt von dem Philosophen Immanuel Kant.

Er stellt ihn in der »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten« (1785) in Gegensatz zum hypothetischen Imperativ, der eine Pflicht beinhaltenden Forderung, die nur unter gewissen Bedingungen gilt. In der »Kritik der praktischen Vernunft« wird der kategorische Imperativ folgendermaßen formuliert: »Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.«

Kaviar für das Volk

William Shakespeare

In Shakespeares »Hamlet« fordert der Titelheld in der zweiten Szene des zweiten Aktes einen der Schauspieler auf, eine Rede aus einem Stück vorzutragen, das seinerzeit nicht oder nicht mehr als einmal aufgeführt worden war. Das Stück hatte beim breiten Publikum keinen Anklang gefunden, mit Hamlets Worten: *Twas caviare to the general* (»Es war Kaviar für das Volk«).

Mit dem Zitat bezeichnet man auch heute etwas, das von der breiten Masse in seiner Qualität nicht erkannt wird, was dem Ungebildeten nicht zugänglich ist.

Kein Mensch muss müssen

Gotthold Ephraim Lessing

Dieses zur Redensart gewordene Zitat hat seinen Ursprung wahrscheinlich in Lessings Drama »Nathan der Weise« (1783 uraufgeführt).

Im 3.Auftritt des 1.Aufzugs äußert Nathan im Gespräch mit dem Derwisch: »Kein Mensch muss müssen, und ein Derwisch müsste? / Was müsst’ er denn?« Die Antwort lau-

tet: »Warum man recht ihn bittet, / Und er für gut erkennt, das muss ein Derwisch.«

Man verwendet das Zitat, um ein Ansinnen zurückzuweisen, das jemand an einen stellt, oder um einen anderen darin zu bestärken, dass er etwas Bestimmtes auch lassen oder verweigern kann.

Kein Talent, doch ein Charakter

Heinrich Heine

Das Zitat stammt aus Heinrich Heines satirischem Versepos »Atta Troll« (1843) und gehört dort zum Grabspruch des Titelhelden, des deutschen Bären Atta Troll: »Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung / Tragend in der zott'gen Hochbrust; / Manchmal auch gestunken habend; / Kein Talent, doch ein Charakter!« Heine kehrt hier den ihm von der Kritik gemachten Vorwurf des Talents ohne Charakter um.

Man verwendet das Zitat auch heute eher abwertend, um jemanden zu charakterisieren, der mangelnde Fähigkeiten durch stramme Gesinnung auszugleichen sucht.

Keine Ruh bei Tag und Nacht

Wolfgang Amadeus Mozart

So beginnt die Arie des Leporello am Anfang von Mozarts Oper »Don Giovanni«, die 1787 in Prag uraufgeführt wurde. Das italienische Libretto stammt von Lorenzo da Ponte.

Leporello führt in der Arie Klage über seinen Dienst: »Keine Ruh bei Tag und Nacht, / Nichts, was mir Vergnügen macht, / Schmale Kost und wenig Geld, / Das ertrage, wem's gefällt.« Er möchte »nicht länger Diener sein«.

Die ähnliche Formulierung »keine Ruhe Tag und Nacht« findet sich schon in der Offenbarung des Johannes im Neuen Testament.

Das Zitat ist auch heute noch gebräuchlich als Klage eines Menschen, der unablässig von etwas oder jemandem geplagt wird oder so beschäftigt ist, dass er keine Ruhe finden kann.

Das Kind im Manne

Friedrich Nietzsche

Die Redewendung geht auf Nietzsches Werk »Also sprach Zarathustra« (1883–85) zurück.

Hier findet man in dem Kapitel »Von alten und jungen Weiblein« die Feststellung: »Im echten Manne ist ein Kind versteckt: das will spielen. Auf, ihr Frauen, so entdeckt mir doch das Kind im Manne!«

Auf »das Kind im Manne« berufen sich Männer häufig, um ihren Spieltrieb zu rechtfertigen; Frauen kommentieren mit der Redewendung eher nachsichtig ein männliches Verhalten, das ihnen kindisch oder albern vorkommt.

Das kleinere Übel

Platon

Der Ausdruck geht auf den griechischen Philosophen Platon zurück, der in seinem Dialog »Protagoras« Sokrates die Worte in den Mund legt: »Von zwei Übeln wird niemand das größere wählen, wenn er das kleinere wählen kann.«

Diese Erkenntnis findet sich in ähnlicher Form noch bei weiteren Autoren der Antike, so bei Aristoteles und Cicero. Man bezeichnet mit dem Ausdruck auch heute noch etwas, was man notgedrungen akzeptiert, weil die vorhandene Alternative als etwas noch Schlimmeres angesehen wird.

Knüppel aus dem Sack

Brüder Grimm

Dieser Ausdruck geht auf das grimmsche Märchen »Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack« zurück.

Der dritte Sohn des Schneiders, der bei einem Drechsler in die Lehre gegangen war, erhielt von diesem am Ende der Lehrzeit einen Sack mit einem Knüppel darin. Der Drechsler beschreibt die Besonderheit des Geschenks mit folgenden Worten: »... hat dir jemand etwas zuleid getan, so sprich nur ›Knüppel aus dem Sack‹, so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken

herum, dass sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können.«

Man verwendet den Ausdruck heute umgangssprachlich als Umschreibung für eine unangemessen grobe und rücksichtslose Bestrafung oder Zurechtweisung.

Komme, was kommen mag

William Shakespeare

In Shakespeares Tragödie »Macbeth« prophezeien die drei Hexen dem Titelhelden, dass er König werde. Macbeth stellt sich dieser Voraussage in der dritten Szene des ersten Aufzugs mit den Worten: »Komme, was kommen mag; / Die Stund und Zeit durchläuft den rausten Tag.« Im englischen Original lautet die Stelle: *Come what come may / time and the hour runs through the roughest day*.

Das Zitat gibt der mutigen Entschlossenheit Ausdruck, mit der jemand Zukünftigem entgegensieht.

Krethi und Plethi

Martin Luther

In Luthers Bibelübersetzung ist von den »Crethi und Plethi«, in heutiger Übersetzung von den »Krethern und Plethern« die Rede.

Sie waren wahrscheinlich Soldaten der Leibwache von König David, ihrer Herkunft nach Kreter bzw. Philister (= Plether), also Angehörige verschiedener Völkerschaften. Diese Männer waren als sichtbarer Ausdruck der Macht des Königs gefürchtet und wenig beliebt.

Schon zu Luthers Zeit war die Bezeichnung »Krethi und Plethi« für eine »gemischte Gesellschaft« allgemein bekannt. Heute wird sie abwertend gebraucht in Bezug auf (alle möglichen) Leute, die man nicht sehr hoch einschätzt.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge

Heraklit

Der altgriechische Philosoph Heraklit führt alles Werden und Vergehen in der Welt auf den immer währenden Kampf entgegengesetzter Kräfte zurück, auf den ewigen Wechsel

und die stete Bewegung der Dinge (siehe auch »Panta rhei«) und kommt zu dem Schluss: »Der Krieg ist der Vater aller Dinge, der König aller Dinge.«

Das Zitat ist später als eine grundsätzlich positive Bewertung des Krieges missdeutet worden; man brachte damit die Überzeugung zum Ausdruck, dass militärische Auseinandersetzungen entscheidend zum allgemeinen technischen und politisch-gesellschaftlichen Fortschritt der Menschheit beigetragen hätten.

Kritik des Herzens

Wilhelm Busch

So hat Wilhelm Busch seine 1874 erschienene Gedichtsammlung betitelt.

Sie sollte »ein Zeugnis meines und unseres bösen Herzens ablegen«, wie er in der Vorrede formuliert hat. In den einzelnen Gedichten (»Variationen über ein bedeutendes Thema« nennt Busch sie) werden trocken und oft mit lakonischer Kürze bürgerliche Moralvorstellungen und unkritisch aufrechterhaltene Konventionen bloßgestellt.

Als »Kritik des Herzens« werden heute gelegentlich Ermahnungen und Vorhaltungen bezeichnet, mit denen man jemanden in ethisch-moralischen Dingen zur Einsicht und Umkehr bewegen will.

Ein Küsschen in Ehren kann niemand verwehren

Albert Lortzing

Mit dieser scherzhaften sprichwörtlichen Redensart kommentiert man einen unverbindlichen, rein freundschaftlichen Kuss.

Sie ist schon in den Sprichwortsammlungen des frühen 17. Jahrhunderts zu finden und hat wohl vor allem durch Albert Lortzings Oper »Der Waffenschmied« nach Friedrich Wilhelm Zieglers (1760–1827) Lustspiel »Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person« noch zusätzliche Verbreitung gefunden. In der zweiten Szene des zweiten Aktes heißt es: »Einen Kuss in Ehren / Kann niemand wehren.«

L

L’État c’est moi

Ludwig XIV.

Diesen Ausspruch – auf Deutsch »Der Staat bin ich« – soll der französische König Ludwig XIV. am 13. April 1655 vor dem Parlament getan haben.

Die Gleichsetzung von Staat und Herrscher bezeichnet die Regierungspraxis Ludwigs XIV. im Kampf mit ständisch-partikularistischen Kräften.

Man kann das Zitat auch in Bezug auf jemanden verwenden, der zum Beispiel selbstherrlich von sich sagt: »Was Recht ist, bestimme ich.«

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Ludwig Max Goldberger

Das Synonym für »Amerika« ist eine Prägung des Schriftstellers Ludwig Max Goldberger, der 1902 nach einer Studienreise durch das Land in einem Interview Associated Press gegenüber sagte: »Europa muss wach bleiben. Die Vereinigten Staaten sind das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.«

In dem zur feststehenden Wendung gewordenen Ausdruck scheint eine Formulierung aus Schillers Gedicht »Poesie des Lebens« anzuklingen: »Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug / Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug, / Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden: ...«

In Johann Gottfired Seumes (1763–1810) »Leben und Charakter der Kaiserin Katharina II.« findet sich ein entsprechendes französisches Zitat in Bezug auf Russland: *La Russie est le pays des possibilités* (»Russland ist das Land der Möglichkeiten«).

Die Bibel, Altes Testament

Das Land, wo Milch und Honig fließt

Mit diesem Bild wird meist scherzhaft ein Ort bezeichnet, wo alles im Überfluss vorhanden ist.

Es stammt aus dem Alten Testament, wo Gott Jahwe mit Bezug auf die Israeliten zu Moses sagt: »... und bin herniedergefahren, dass ich sie errette von der Ägypter Hand und sie ausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt«.

Petronius Arbiter

Lass dir dein Lehrgeld zurückgeben

Diese Redensart wird verwendet, wenn man jemandem klar machen will, dass man mit seinen Leistungen nicht zufrieden ist, dass er nicht das zustande bringt, was man von ihm erwarten könnte.

Sie geht möglicherweise auf eine Stelle in dem Roman »Satyricon« des römischen Schriftstellers Gaius Petronius Arbiter zurück. Dort heißt es: *Iam scies, patrem tuum mercedes perdidisse* (auf Deutsch: »Du wirst schon merken, dass dein Vater das Lehrgeld umsonst ausgegeben hat«).

Die Redensart ist auch in der Form »Lass dir dein Schulgeld zurückgeben« üblich.

Die Bibel, Neues Testament

Lasset uns essen und fröhlich sein!

Diese Aufforderung zum gemeinsamen Essen und Feiern ist ein Bibelzitat. Es stammt aus dem bekannten Gleichnis vom verlorenen Sohn im Lukasevangelium.

Der Vater, der seinem in der Fremde gescheiterten und reumütig zurückgekehrten Sohn verziehen hat, ruft diese Worte aus und lässt »ein gemästet Kalb« schlachten, um die Rückkehr des Sohnes zu feiern.

William Shakespeare

Last, not least

Das Shakespeare-Zitat, das von den Engländern stets in leicht abgewandelter Form verwendet wird, nämlich *last, but not least,* wird im Sinne von »zwar in der Reihenfolge

zuletzt, aber durchaus nicht der Bedeutung nach; nicht zu vergessen« gebraucht.

In »Julius Caesar« sagt Mark Antonius zu Trebonius: *Though last, not least in love* (»Zuletzt, doch nicht der Letzte meinem Herzen«), ähnlich in »King Lear« der König zu seiner jüngsten Tochter: *Although our last, not least* (»Obwohl unsere Letzte, nicht die Geringste«).

Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben

Christian Fürchtegott Gellert

Zu den »Geistlichen Oden und Liedern« des pietistisch orientierten Schriftstellers der Aufklärung Christian Fürchtegott Gellert gehört das Lied »Vom Tode« (das nach der Melodie des Gesangbuchliedes »Jesus, meine Zuversicht« zu singen ist). Die 2. Strophe beginnt mit den zitierten Zeilen, die als selbstständige Maxime zum geflügelten Wort wurden.

Der darin ausgesprochene Gedanke ist bereits in den »Selbstbetrachtungen« des römischen Kaisers Mark Aurel (121–180 n. Chr.) enthalten, der ihn ungefähr so formulierte: »Wie du beim Dahinscheiden gelebt zu haben wünschst, so kannst du jetzt bereits leben.«

Das Leben ein Traum

Pedro Calderón de la Barca

Der Gedanke, das Leben mit einem Traum zu vergleichen oder auch gleichzusetzen, ist vielfach und in verschiedener Weise literarisch ausgedrückt worden.

Am bekanntesten ist er sicherlich als Titel eines Stückes des spanischen Dramatikers Calderón de la Barca, der im spanischen Original *La vida es sueño* (»Das Leben ist Traum«) lautet.

Das Leben ist ein Kampf

Seneca

Diese Erkenntnis findet man in der Literatur in vielerlei Variationen.

So steht zum Beispiel bei dem römischen Philosophen Seneca im 96. Brief an Lucilius: *Vivere, Lucili, militare est,* was wörtlich übersetzt lautet: »Leben, Lucilius, heißt Kriegsdienst tun.«

Der Text der Vulgata, Hiob, lautet: *Militia est vita hominis,* von Luther übersetzt mit: »Muss nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden?«

In Voltaires Tragödie »Mahomet« (1743) sagt der Titelheld: *Ma vie est un combat,* auf Deutsch: »Mein Leben ist ein Kampf.«

Schließlich findet sich in Goethes Gedicht »Einlass« im »Buch des Paradieses« des »Westöstlichen Diwans« (1819) die Bitte des Dichters: »Lasst mich immer nur herein: / Denn ich bin ein Mensch gewesen, / Und das heißt ein Kämpfer sein.«

Leiden sind Lehren

Äsop

Diese Sentenz geht auf die Fabel »Der Hund und der Koch« des griechischen Fabeldichters Äsop zurück.

Die Nutzanwendung dieser Fabel besagt, »dass den Menschen Leiden oft zu Lehren werden«. Den dieser Erkenntnis zugrunde liegenden Gedanken spricht in ähnlicher Form der griechische Dichter Äschylus (Aischylos; 525 bis 456 v. Chr.) in seinem Stück »Agamemnon« aus.

Leise zieht durch mein Gemüt

Heinrich Heine

Bei diesem Zitat handelt es sich um die erste Zeile des Lieds Nr. 6 aus Heinrich Heines Zyklus »Neuer Frühling« (1831), das auch durch die Vertonung von Felix Mendelssohn Bartholdy bekannt wurde.

Die erste Strophe lautet: »Leise zieht durch mein Gemüt / Liebliches Geläute. / Klinge kleines Frühlingslied, / Kling hinaus ins Weite.«

Als Ausdruck dafür, dass man das Frühlingwerden in seinen zarten Anfängen verspürt, wird das Zitat heute noch verwendet.

Liebe macht blind

Platon

Diese Formulierung gebraucht man im Allgemeinen, wenn jemand in seiner Verliebtheit Schwächen des geliebten Wesens nicht wahrnimmt.

Sie geht auf Platons Dialog »Nómoi« (»Über die Gesetze«) zurück, wo sich die Stelle »Der Liebende wird blind gegenüber dem Gegenstand seiner Liebe« allerdings auf die übermäßige Selbstliebe bezieht.

Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende

Ferdinand von Schill

Der preußische Offizier Ferdinand von Schill versuchte 1809 mit seinem Husarenregiment eine allgemeine Erhebung gegen Napoleon I. auszulösen. Einer Schar, die ihm gefolgt war, um sich mit seiner Truppe zu vereinigen, rief er – gleichsam als Losung – die zitierten Worte zu.

Mit diesem Ausspruch gibt man heute seiner Entschlossenheit Ausdruck, ein schnelles Ende in einer Sache herbeizuführen, auch wenn man dabei größere Nachteile in Kauf nehmen muss. Wichtig ist nur, dass man die Angelegenheit schnell hinter sich bringt und dann wieder frei von allen Unannehmlichkeiten oder Zwängen ist.

M

Macht kaputt, was euch kaputtmacht!

Aus der Studentenbewegung

Der Slogan stammt aus der Zeit der Studentenbewegung der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts.

Er bringt in extremer Form das Lebensgefühl der damaligen Studentengeneration zum Ausdruck: ihre Unzufriedenheit mit ihren Lebensverhältnissen und mit dem an den Universitäten und in der Politik herrschenden konservativen Geist. Die radikale Aufforderung wurde häufig auf Wände gesprüht und diente auch als Rechtfertigung für den Vandalismus einzelner Gruppen.

Der Slogan wird heute eher in ironischer Distanz zitiert, zum Beispiel als Kommentar zu Zerstörungen in Wohnvierteln oder in öffentlichen Einrichtungen, deren Architektur heute als unwirtlich und menschenfeindlich angesehen wird.

Make love not war

Aus Film und Fernsehen

Die Graffitiparole (übersetzt: »Macht keinen Krieg, sondern Liebe«) wurde für den Titel des Films »Make Love Not War – Die Liebesgeschichte unserer Zeit« von Werner Klett aus dem Jahr 1967 verwendet.

Der Film handelt von einem in Berlin wegen des Vietnamkriegs desertierenden amerikanischen Soldaten, der von einem deutschen Mädchen versteckt, dann aber aufgrund einer Verwechslung von der Militärpolizei erschossen wird.

Man hats, oder man hats nicht

Theodor Fontane

Die umgangssprachliche Formulierung in Bezug auf etwas, was man nicht erwerben oder erlernen kann, was man

also – zum Beispiel als Begabung – mitbringen muss, ist bereits bei Theodor Fontane zu finden.

Eines seiner Gedichte trägt den Titel »Man hat es oder hat es nicht« (1898), und jede seiner drei Strophen endet mit ebendieser Zeile. Das Thema des Gedichts ist die Vergeblichkeit des Wollens, wenn man nach Glück und Erfüllung strebt: Letztlich erreicht man nur, was einem vorbestimmt ist.

Man muss die Feste feiern, wie sie fallen

Hermann Salingré

Mit dieser Redensart ermuntert man sich selbst und andere dazu, sich eine gute Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, besonders dann, wenn es gilt, irgendetwas zu feiern. Für ein fröhliches Fest ist jeder Anlass zu jeder Zeit willkommen.

Sie wurde durch die Berliner Posse »Graupenmüller« (1865) von Hermann Salingré weiter verbreitet. Im heutigen Sprachgebrauch sind auch zahlreiche scherzhafte Abwandlungen geläufig, wie zum Beispiel »Man soll nicht fallen, wenn man feste feiert«.

Man sieht nur mit dem Herzen gut

Antoine de Saint-Exupéry

Diese Erkenntnis findet sich in dem Märchen »Der kleine Prinz« des französischen Schriftstellers Antoine de Saint-Exupéry (französischer Titel »Le petit prince«; deutsch 1950). Ein Fuchs übermittelt sie dem kleinen Prinzen, der von einem fernen Planeten auf die Erde gekommen ist.

Der Autor setzt mit diesem Bild der rationalen Sehweise der Erwachsenen die unvoreingenommene Sehweise des Kindes entgegen, das mit dem Gefühl das Wesen der Dinge erfasst, ohne sich dabei von äußeren Erscheinungen beirren zu lassen. Denn: »Man sieht nur mit den Augen des Herzens gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar« (französisch: *On ne voit bien qu'avec le cœur. L'essentiel est invisible pour les yeux*).

Ein Mann in den besten Jahren

Heinrich Heine

Mit diesem Ausdruck beschreibt man einen Mann in einem Lebensabschnitt, in dem er seine höchste körperliche und geistige Leistungsfähigkeit erreicht hat. Oft bezieht man sich dabei allerdings (leicht scherzhaft) auf jemanden, der die Lebensmitte bereits überschritten hat.

Der Ausdruck wurde populär durch ein Gedicht Heinrich Heines aus der Gedichtsammlung »Die Heimkehr« (1824 bis 1826) mit der Anfangszeile »Ich rief den Teufel und er kam«. Darin heißt es im Hinblick auf den Teufel: »Er ist nicht hässlich und ist nicht lahm, / Er ist ein lieber, scharmanter Mann, / Ein Mann in seinen besten Jahren.«

Mann ist Mann

Bertolt Brecht

So lautet der Titel eines frühen Lustspiels von Bertolt Brecht, in dem es um die Geschichte eines Mannes geht, »der nicht nein sagen kann«.

Titel und Zitat bedeuten gleichermaßen so viel wie »Einer ist wie der andere«.

Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben

Friedrich Schiller

Dies ist ein Vers aus Schillers »Lied von der Glocke« (1799).

Ihm folgen eine Reihe weiterer Verse, die die Tätigkeiten des Mannes als des Ernährers der Familie aufzählen: »Muss wirken und streben / Und pflanzen und schaffen, / Erlisten, erraffen, / Muss und wagen, / Das Glück zu erjagen.«

In voremanzipatorischen Zeiten galt, dass der Mann alleine »hinausging«, um einen Beruf auszuüben, während die Frau als »züchtige Hausfrau« »im häuslichen Kreise« blieb.

Man zitiert diesen Vers heute (angesichts der veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse) nur noch scherzhaft mit ironischem Unterton, wenn man betonen möchte, dass der Zwang zum Geldverdienen einen Mann immer wieder aus seiner häuslichen Umgebung herausreißt.

Männer machen die Geschichte

Heinrich von Treitschke

Dieses Zitat bringt die Überzeugung zum Ausdruck, dass der Gang der Geschichte entscheidend durch das Handeln von bedeutenden Männern beeinflusst wird.

Es geht auf den Historiker Heinrich von Treitschke zurück, der 1879 in seinem Buch »Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert«, wohl auf Bismarck bezogen, den Satz geschrieben hat: »Männer machen Geschichte.« Eine ähnliche Sehweise findet sich auch bei dem englischen Historiker Thomas Carlyle (1795–1881): »Die Weltgeschichte ist nichts als die Biografie großer Männer.«

Im Zeitalter der Frauenemanzipation wird das Zitat auch mit negativer Bedeutung als Anklage verwendet, die die Männer für das Schlechte in der Menschheitsgeschichte verantwortlich macht.

Matthäi am Letzten

Martin Luther

Die umgangssprachliche Redewendung »bei jemandem ist Matthäi am Letzten« hat die Bedeutung »jemand hat das Schlimmste zu erwarten, ist finanziell oder in anderer Hinsicht völlig am Ende«.

Der Ausdruck »Matthäi am Letzten« findet sich im 4. Hauptstück von Luthers Katechismus, wo es heißt: »Da unser Herr Jesus Christus spricht Matthäi am Letzten: Geht hin in alle Welt ...« Er bedeutet also in Luthers Text so viel wie »am Ende des Matthäusevangeliums«. Es schließt mit den Worten »bis an der Welt Ende«; die Redewendung spielt also indirekt auf den Weltuntergang, auf das Ende aller Dinge an.

Mehr Schulden als Haare auf dem Kopf haben

Die Bibel, Altes Testament

Die umgangssprachliche Redensart, mit der man jemandes hohe Verschuldung ausdrückt, leitet sich von einem Bibelzitat her.

In Psalm 40 vergleicht König David die Anzahl seiner Sünden mit den Haaren auf seinem Haupt: »Denn es hat mich umgeben Leiden ohne Zahl; es haben mich meine Sünden ergriffen, dass ich nicht sehen kann; ihrer ist mehr denn Haare auf meinem Haupt, und mein Herz hat mich verlassen.«

In der Redensart ist die biblische »Sündenschuld« zu weltlichen, finanziellen Schulden umgedeutet worden.

Der Mensch denkt, Gott lenkt

Die Bibel, Altes Testament

Diese Redensart besagt, dass wir zwar alle möglichen Pläne machen können, letztlich aber eine höhere Macht unseren Lebensweg bestimmt.

Zugrunde liegt der Vulgatatext einer Stelle in den Sprüchen Salomos im Alten Testament: »Cor hominis disponit viam suam, sed domini est dirigere gressus eius« (Übersetzung: »Das Herz des Menschen denkt sich seinen Weg aus, aber es ist Sache des Herrn, seinen Schritt zu lenken«). Sie findet sich in fast allen europäischen Sprachen und geht in der vorliegenden Kurzform wohl auf die gleichbedeutende mittellateinische Sentenz *Homo proponit, sed deus disponit* zurück.

Ein ähnlicher Gedanke findet sich schon in Homers Epos »Ilias«, wo es heißt: »Aber der Mensch entwirft, und Zeus vollendet es anders«.

Die Redensart wird gelegentlich in der Vergangenheitsform ironisch abgewandelt zu »Der Mensch dachte, Gott lachte«.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge

Protagoras

Dieser von dem griechischen Philosophen Platon an verschiedenen Stellen – unter anderen in seinem Dialog »Theaitetos« – überlieferte sogenannte Homo-mensura-Satz stammt von dem zu den Sophisten gehörenden griechi-

schen Philosophen Protagoras. Er fand sich in dessen verlorener Schrift mit dem Titel »Die Wahrheit«.

Bei Platon äußert sich Sokrates in dem genannten Dialog über Protagoras in folgender Weise: »Denn irgendwo sagt er, der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, dass sie sind, der nicht seienden, dass sie nicht sind.«

Man verwendet das Zitat heute entweder negativ zur Charakterisierung menschlicher Hybris oder seltener auch positiv als Forderung, sich bei politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen an den wirklichen Bedürfnissen des Menschen zu orientieren.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

Die Bibel, Neues Testament

Das Zitat – mit der gelegentlichen scherzhaften Fortsetzung »..., es darf auch Wurst und Käse sein« – geht auf die Bibel zurück.

Im Matthäusevangelium spricht Jesus zu Satan, dem Versucher, der ihn veranlassen will, Steine in Brot zu verwandeln, die Worte: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.« Diese Worte stehen in ähnlicher Form bereits im 5. Buch Moses, sie beziehen sich also auf diese Stelle im Alten Testament.

Man verwendet das Zitat heute, wenn man darauf hinweisen will, dass es für den Menschen über das Materielle hinaus noch andere wichtige Dinge gibt.

Menschliches, allzu Menschliches

Friedrich Nietzsche

Die beiden Worte sind der Titel einer im Jahre 1878 erschienenen Sammlung von Betrachtungen und Aphorismen Nietzsches.

Sie sind häufig als kommentierende Äußerung in Situationen zu hören, in denen fehlerhafte Verhaltensweisen, menschliche Schwächen o. Ä. deutlich werden.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens

Friedrich Schiller

Dieses Zitat stammt aus dem Drama »Die Jungfrau von Orleans« von Schiller (1801).

Talbot, der im Sterben liegende Feldherr der Engländer, spricht diese Worte angesichts der Niederlage, die die Engländer durch das französische Heer unter der Führung der Jungfrau von Orléans erlitten haben.

Das Zitat ist auch in der abgewandelten Form »Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens« gebräuchlich. Es drückt aus, dass man gegen Dummheit einfach nicht ankommen kann.

Mit der Muttermilch eingesaugt haben

Augustinus

Die Redewendung mit der Bedeutung »von frühester Jugend an gelernt, sich zu Eigen gemacht haben« findet sich schon bei dem lateinischen Kirchenlehrer Aurelius Augustinus.

Er schrieb in seiner Autobiografie, den »Confessiones«: *Nomen Salvatoris mei ... in ipso adhuc lacte matris cor meum praebiberat* (wörtlich übersetzt: »Den Namen meines Erlösers ... hat mein Herz zugleich mit der Muttermilch getrunken«).

Mit der Seele baumeln

Kurt Tucholsky

Als »Schnipsel« bezeichnete Kurt Tucholsky kleinere Texte, mit denen er in seinem Notizbuch skizzierte, was er in seiner Umwelt – oft im Café oder in der U-Bahn oder auch auf Reisen – beobachtete. In einer 1973 herausgegebenen Sammlung solcher Aphorismen und Gedankenblitze findet sich im Abschnitt »Na, was haben Sie denn so für Billetts« der Satz »Wir lagen auf der Wiese und baumelten mit der Seele.«

Den zweiten Teil dieses Satzes, der das Bild eines müßig mit den Beinen baumelnden Menschen auf die Seele über-

trägt, zitiert man scherzhaft, wenn man eine gelöste, ungezwungene Gemütslage charakterisieren will.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge

William Shakespeare

Diese Redewendung lehnt sich wohl an die Worte des Königs in Shakespeares »Hamlet« an, mit denen er dem Hof seine Heirat mit der Witwe seines von ihm ermordeten Bruders mitteilt: »Wir haben also unsre weiland Schwester / ... Mit einem heitern, einem nassen Aug / ... Zur Eh genommen« (im englischen Original: *Therefore our sometime sister ... / Have we ... / With one auspicious and one dropping eye, / ... / Taken to wife*).

Man gebraucht die Wendung, um auszudrücken, dass man etwas Unangenehmes erlebt oder tut, mit dem aber auch etwas Angenehmes, Tröstliches verbunden ist, oder dass man etwas zwar gern tut oder als angenehm empfindet, aber damit auch etwas Unangenehmes in Kauf nehmen muss.

Mit Verlaub, ich bin so frei

Wilhelm Busch

Mit diesem Busch-Zitat versucht man scherzhaft zu entschuldigen, dass man ohne Aufforderung etwas tut oder nimmt.

In Wilhelm Buschs »Knopp-Trilogie«, 1. Teil »Abenteuer eines Junggesellen« (1875) begegnet der Titelheld einem Klausner, der gleich nach Knopps »Wanderflasche« greift und sich mit dem Kehrreim »Mir ist alles einerlei. / Mit Verlaub, ich bin so frei« großzügig daraus bedient, während er im Übrigen seiner Weltverachtung Ausdruck gibt.

Mit Windmühlen kämpfen

Miguel de Cervantes Saavedra

Die Redewendung mit der Bedeutung »einen aussichtslosen Kampf führen« geht auf den Roman des spanischen Dichters Miguel de Cervantes Saavedra mit dem Titel »El inge-

nioso hidalgo Don Quixote de la Mancha« (»Der sinnreiche Junker Don Quijote von la Mancha«; auf Deutsch erstmals veröffentlicht 1621) zurück.

Cervantes erzählt darin die Abenteuer seines tragikomischen Helden, der nach der Lektüre von allzu vielen Ritterromanen dem Wahn erliegt, für die Ideale des überlebten Rittertums streiten zu müssen. So führt er im 8. Kapitel einen grotesken Kampf gegen Windmühlen, die er als feindliche Riesen ansieht.

Morgen können wirs nicht mehr, darum lasst uns heute leben!

Friedrich Schiller

Diese Verse beschließen Schillers Gedicht »Das Siegesfest« (1803).

Man zitiert sie als aufmunternden Zuruf, oft in froher Runde, nicht an das Morgen zu denken, dem Heute zu leben und den Augenblick zu genießen.

Der Muff von tausend Jahren

Aus der Studentenbewegung

Mit dem Ausdruck wird etwas als abgestanden, verstaubt oder veraltet charakterisiert.

Er geht auf einen Spottvers der Studentenbewegung der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts zurück, mit dem die Verhältnisse an den Universitäten mit ihren verkrusteten, autoritären Strukturen kritisiert wurden »Unter den Talaren Muff von tausend Jahren«.

Musik wird oft nicht schön gefunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden

Wilhelm Busch

Dies stellt Herr Knoll in der Bildergeschichte »Der Maulwurf« (1874) von Wilhelm Busch fest, als ein Bettelmusikantenchor ihn mit Blasmusik bei der Maulwurfsjagd stört.

Auch heute gibt es häufig Anlass, diesen Vers zu zitieren, der auch in der Abwandlung »Musik wird störend oft empfunden, weil sie mit Geräusch verbunden« gebräuchlich ist.

Mutter Courage

Bertolt Brecht

Der Name der Titelgestalt aus Bertolt Brechts Bühnenstück »Mutter Courage und ihre Kinder« (1939 geschrieben, 1941 uraufgeführt) wird als Bezeichnung für eine Frau verwendet, die sich trotz Niederlagen in ihrer Umgebung durch ihre Vitalität und zupackende Art behauptet.

Im Theaterstück, das im Dreißigjährigen Krieg spielt, zieht die Marketenderin Anna Fierling, genannt Mutter Courage, durch die Kriegsgebiete, um Geschäfte zu machen und sich und ihren drei Kindern ein Auskommen zu sichern. Durch den Krieg, an dem sie verdient, verliert sie alle ihre Kinder.

My home is my castle

Edward Coke

Diese englische Maxime (übersetzt »Mein Heim ist meine Burg«) geht auf den englischen Juristen und Politiker Sir Edward Coke zurück.

Im 3. Band seiner Sammlung und Interpretation alter englischer Gesetze und Gerichtsbeschlüsse (»Institutes«) schrieb er, dass es einem Hausherrn sehr wohl gestattet sein müsse, sich gegen Diebe, Räuber und Angreifer zur Wehr zu setzen und zusammen mit Freunden und Nachbarn seinen Besitz mit Waffengewalt zu verteidigen, *for a man's house is his castle* (»denn eines Mannes Haus ist seine Burg«).

Der Satz wurde in der Form *An Englishman's home is his castle* bald im Englischen populär und fand vor allem in der Abwandlung *My home is my castle* dann auch im Deutschen Verbreitung.

Man zitiert ihn heute, um zum Ausdruck zu bringen, dass alles, was in den eigenen vier Wänden geschieht, niemanden etwas angeht und diese Privatsphäre für alle anderen tabu ist.

N

Nach Adam Riese

Adam Ries

Dieser Ausdruck bezieht sich auf den »Rechenmeister« Adam Ries[e], der mehrere in deutscher Sprache geschriebene Lehrbücher verfasste, die in seiner Zeit weite Verbreitung fanden.

Vor diesem Hintergrund entstand die Redensart »nach Adam Riesens Rechenbuch«, die heute in der verkürzten Form »nach Adam Riese« gebraucht wird.

Sie bedeutet – in Verbindung mit einer Zahlenangabe – so viel wie »richtig gerechnet«.

Nach allen Regeln der Kunst

Friedrich II., der Große

Die Redewendung geht wahrscheinlich auf den Meistergesang zurück, in dessen sogenannter Tabulatur die Regeln und Konventionen der Kunst des Meistergesangs niedergelegt waren. Möglicherweise ist der Ursprung der Wendung aber auch in einer Äußerung des Preußenkönigs Friedrich II. zu sehen. Er soll während des Siebenjährigen Krieges am Vorabend der Schlacht bei Leuthen (1757) gesagt haben, er werde »gegen alle Regeln der Kunst« den viel stärkeren Feind angreifen.

Heute wird die Redewendung zum einen im Sinne von »ganz vorschriftsmäßig; in jeder Hinsicht so, wie es sein sollte« gebraucht, zum andern gibt es auch eine umgangssprachliche Verwendung mit der Bedeutung »gründlich, gehörig«.

Nach jemandes Pfeife tanzen

Äsop

Diese Redewendung mit der Bedeutung »gezwungenermaßen oder willenlos alles tun, was jemand von einem verlangt« geht davon aus, dass sich die Tänzer im Allgemeinen

nach der Musik richten. Die Pfeife (= Flöte) war früher ein bei Tanzmusik sehr häufig verwendetes Instrument.

Zur allgemeinen Verbreitung der Wendung mag auch die Fabel vom Flöte blasenden Fischer des griechischen Fabeldichters Äsop beigetragen haben. Darin gelingt es dem Flötenspieler mit seinem Spiel nicht, die Fische an Land zu locken. Schließlich fängt er sie mit einem Netz und sagt zu den darin Zappelnden: »Ihr schlimmen Tiere, als ich flötete, wolltet ihr nicht tanzen; wo ich aber aufgehört habe, tut ihrs.«

Nach mir die Sintflut!

Marquise de Pompadour

Die Redensart, auch in der Abwandlung »Nach uns die Sintflut!« gebräuchlich, bedeutet so viel wie: »Was danach kommt, wie es hinterher aussieht, ist mir gleichgültig.«

Sie ist aus dem Ausspruch der Marquise de Pompadour, der Mätresse Ludwigs XV., angesichts der verlorenen Schlacht bei Roßbach 1757 entstanden: *Après nous le déluge!* Im Jahr darauf gebraucht der Philosoph Gabriel Bonnot de Mably (1709–1785) dieses Zitat im 6. Brief seiner »Droits et devoirs du citoyen« (»Rechte und Pflichten des Bürgers«) in Bezug auf das französische Parlament: *L'avenir les inquiète peu: après eux le déluge* (»Die Zukunft beunruhigt sie wenig: nach ihnen die Sintflut«).

Nachtigall, ick hör dir trapsen

Clemens Brentano

Die saloppe Redensart, mit der man kundtut, dass man jemandes Absicht merkt, könnte auf ein Lied aus der Sammlung »Des Knaben Wunderhorn« (1805–08); herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano) zurückgehen.

Der berlinischen Abwandlung liegt vermutlich eine volkstümliche Kontamination (Zusammenziehung) aus den Anfangszeilen der ersten und zweiten Strophe (»Nachtigall,

ich hör dich singen« und »Nachtigall, ich seh dich laufen«) zugrunde.

Die nackte Wahrheit

Horaz

Der Ausdruck, mit dem man gern eine wahrheitsgemäße Schilderung bekräftigt, geht wohl auf den römischen Dichter Horaz zurück.

In einer seiner Oden heißt es in der Totenklage um den ihm befreundeten Dichter Quintilius Varus: *Cui Pudor et Iustitiae soror, / Incorrupta Fides, nudaque Veritas / Quando ullum inveniet parem?* (»Wann wird je die Züchtigkeit und die Schwester der Gerechtigkeit, die unverbrüchliche Treue, und die nackte Wahrheit irgendeinen ihm Gleichen finden?«)

Neue Männer braucht das Land

Ina Deter

Dies ist der Titel eines Songs der Berliner Rocksängerin Ina Deter, mit dem sie zu Beginn der 1980er-Jahre großen Erfolg hatte. Wie viele Lieder der Sängerin ist auch dieser Song geprägt von der Problematik der Frauenemanzipation.

Der Titel wurde so populär, dass er heute als geflügeltes Wort mit austauschbarem Objekt in den unterschiedlichsten Zusammenhängen verwendet wird, so etwa in Schlagzeilen wie »Neue Politiker braucht das Land«, »Neue Wälder braucht das Land« bis hin zu Abwandlungen wie »Neue Tapeten braucht die Wand«.

Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir

Seneca

Dieser Spruch, der in früherer Zeit – meist in seiner lateinischen Form – über dem Portal von Gymnasien zu lesen stand, sollte den Schülern sogleich beim Betreten des Gebäudes die Erkenntnis vermitteln, dass der Unterricht kein

Selbstzweck sei, sondern auf das spätere [Berufs]leben vorbereiten solle: *Non scholae, sed vitae discimus.*

Er geht auf eine ironische Feststellung zurück, die der lateinische Schriftsteller Seneca im 106. Brief an seinen Freund Lucilius traf. Hier lautete der Satz allerdings *Non vitae, sed scholae discimus* (»Nicht für das Leben, für die Schule lernen wir«) und stellte eine Kritik an den Philosophenschulen seiner Zeit dar, die nach Senecas Meinung »Schulweisheit« statt »Lebensweisheit« lehrten.

Nicht mit Gold aufzuwiegen sein

Plautus

Die Redewendung im Sinne von »unersetzlich sein« geht vermutlich auf eine Stelle aus Plautus' Komödie »Bacchides« zurück: *Hunc hominem decet auro expendi* (»Diesen Menschen sollte man mit Gold aufwiegen«).

Nichts halb zu tun ist edler Geister Art

Christoph Martin Wieland

Mit dieser Zeile beginnt die 30. Strophe im 5. Gesang der Verserzählung »Oberon« (1780) von Christoph Martin Wieland.

Ritter Huon ist vom Elfenkönig Oberon mit prachtvollen orientalischen Gewändern ausgestattet worden, damit er leichter zum Kalifen von Bagdad vordringen kann. Dazu wird dem Ritter, da der »edle Geist« – wie man heute sagen würde – keine halben Sachen macht, auch noch ein passendes Pferd nebst zwei Pagen zur Verfügung gestellt.

Mit dem Zitat deutet man scherzhaft an, dass man es – zumindest für die eigene Person – für selbstverständlich hält, alles so zu erledigen, dass nichts zu beanstanden bleibt, nichts anzufangen, ohne es zu Ende zu führen.

Nichts ist dauernd als der Wechsel

Ludwig Börne

Diese Erkenntnis, dass nur der Wechsel Bestand hat, findet man in vielen Sprachen formuliert. Bekannt ist das dem

griechischen Philosophen Heraklit zugeschriebene Wort *Panta rhei* (deutsch: »Alles fließt.«).

Die vorliegende Formulierung stammt von Ludwig Börne aus seiner am 2. Dezember 1825 gehaltenen »Denkrede auf Jean Paul«. Heinrich Heine machte sie zum Motto seiner Dichtung »Die Harzreise« (1826) . Bei Goethe findet sich der Gedanke im Titel des Gedichtes »Dauer im Wechsel« (1803).

Niedriger hängen

Friedrich II., der Große

Die Wendung »etwas niedriger hängen«, mit der zum Ausdruck gebracht wird, dass etwas (durch das Niedrigerhängen) allen sichtbar, leichter zugänglich gemacht werden soll, geht wohl auf eine Anekdote über König Friedrich II., den Großen zurück.

Der König sei eines Tages bei einem Ausritt zu einem Platz gekommen, so heißt es, an dem, von Leuten dicht umdrängt, eine nicht sehr schmeichelhafte Karikatur von ihm aufgehängt worden war. Bei ihrem Anblick soll er gerufen haben, man solle sie doch niedriger hängen, damit sie alle besser sehen könnten.

Die heute wieder häufiger gebrauchte Wendung »etwas niedriger hängen« hat eine andere Bedeutung. Sie wird meist als Aufforderung verwendet, etwas weniger wichtig zu nehmen.

Niemand ist eine Insel

John Donne

Die sentenzhafte Feststellung, dass niemand für sich existiert, geht auf den englischen Dichter und Geistlichen John Donne zurück.

In der Meditation der 17. Andacht seiner »Devotions upon Emergent Occasions« (1624) heißt es: *No man is an Island, entire of it self* (»Kein Mensch ist eine Insel, ganz für sich«).

Das Zitat wurde häufig als Titel verwandt: Thomas Merton (1915–1968): »No Man is an Island« (1955) – auf Deutsch: »Keiner ist eine Insel« (1956), Honor Arundel (1919–1973): »Kein Mensch ist eine Insel« (1972) als Titel der deutschen Übersetzung von »The Terrible Temptation«, Johannes Mario Simmel: »Niemand ist eine Insel« (1976).

Nimm und lies!

Augustinus

Die Aufforderung, mit der man jemandem eine bestimmte Lektüre nahe legen möchte, ist ein Zitat – im lateinischen Original *Tolle lege!* – aus den »Bekenntnissen« (»Confessiones«) des Kirchenvaters Aurelius Augustinus.

Er schildert dort, wie er beim Meditieren im Garten die Stimme eines Kindes hörte und die Worte *Tolle lege!* als göttliche Aufforderung zur Bibellektüre verstand. Beim Aufschlagen der Bibel stieß er auf folgende Stelle im Brief des Apostels Paulus an die Römer: »Lasset uns ehrbar wandeln am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus und wartet des Leibes, doch also, dass er nicht geil werde.«

Dieser Gartenszene verdankte Augustinus seine Bekehrung und endgültige Entscheidung für die Kirche.

No sports!

Winston Churchill

Dem Zigarren rauchenden und im Alter korpulent gewordenen britischen Staatsmann Winston Spencer Churchill wird diese kategorische Ablehnung jeder sportlichen Tätigkeit häufig als Lebensmotto zugeschrieben.

Er soll im Alter von 88 Jahren einem Journalisten auf die Frage nach dem Geheimnis des Altwerdens mit den Worten *First of all: No sports!* (auf Deutsch »Zunächst einmal: Keinerlei Sport!«) oder auch *No sports, just whisky and cigars* (»Kein Sport, nur Whisky und Zigarren«) geantwortet haben.

Wenn diese Darstellung auf Tatsachen beruht, so kann Churchill seine Antwort allerdings nur ironisch gemeint haben, denn es ist bekannt, dass er sich in seiner Jugend und während seiner Militärzeit durchaus sportlich betätigt hat. Er war sogar ein begeisterter Polospieler, der erst im Alter von 52 Jahren zum letzten Mal aktiv an einem Polospiel teilnahm.

Non liquet

Cicero

Diese altrömische Rechtsformel ist unter anderem in »Pro Cluentio«, einer Rede des römischen Schriftstellers und Politikers Cicero, belegt.

Sie bedeutet übersetzt »es ist nicht klar« und war die Formel der altrömischen Geschworenen oder des Richters, mit der zum Ausdruck gebracht wurde, dass nicht entschieden werden kann, ob Schuld oder Nichtschuld vorliegt.

Auch im heutigen Zivilrecht hat *non liquet* die Bedeutung einer Feststellung darüber, dass ein Sachverhalt unklar geblieben ist, besonders dass für eine Behauptung weder Beweis noch Gegenbeweis geführt worden ist.

Nonplusultra

Aus Mythen und Märchen

Als »Nonplusultra« bezeichnet man gewöhnlich eine Sache, die man für unübertrefflich hält, also für etwas, was nicht besser sein könnte. Häufig ist diese Kennzeichnung allerdings auch nur scherzhaft gemeint, oder man gebraucht sie verneinend, indem man von etwas behauptet, es sei nicht gerade das Nonplusultra.

Der Ausdruck hat seine Wurzeln in der Antike: Nach altgriechischer Auffassung galten die Bergfelsen beiderseits der Straße von Gibraltar als das Ende der Welt. Sie seien, so heißt es, von Herakles, dem Helden der griechischen Mythologie, aufgebaut worden als Zeugen seiner weitesten Fahrt. Bekannt waren sie in der Antike als die »Säulen des Herakles«. Es wird weiter berichtet, Herakles habe diese »Säulen«

mit der Inschrift *Non plus ultra,* wörtlich »nicht noch weiter«, versehen, mit einem Hinweis darauf also, dass man bis hierher, an die Grenzen der Welt, gelangen könne und nicht weiter.

Nullachtfünfzehn

Hans Helmut Kirst

Die als geflügeltes Wort (auch in der Form »nullachtfuffzehn«) in die Umgangssprache eingegangene Zahlenkombination ist zu einem Begriff geworden, mit dem man etwas als »alltäglich« und »gänzlich unoriginell« charakterisiert.

Sie kam durch den deutschen Schriftsteller Hans Helmut Kirst ins allgemeine Bewusstsein, nachdem dieser seiner sehr bekannt gewordenen Romantrilogie aus den Jahren 1954 / 55 den Titel »08 / 15« gegeben hatte. Zugrunde liegt die militärische Bezeichnung für ein Maschinengewehr aus dem Jahr 1908, das 1915 technisch verändert wurde und die Bezeichnung LMG08 / 15 bekam.

Die Zahlen wurden dann zunächst zu einer Metapher für den geistlosen militärischen Drill.

Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!

Bertolt Brecht

Die drei Strophen von Bertolt Brechts »Ballade vom angenehmen Leben« aus der 1928 uraufgeführten »Dreigroschenoper« haben diesen Vers als Refrain.

Man unterstreicht mit ihm oft ironisch den Tatbestand, dass viele Annehmlichkeiten des Lebens nur für den erreichbar sind, der über genügend Geld verfügt.

O

O tempora, o mores!

Cicero

Dieser Ausruf der Verzweiflung über die damaligen Verhältnisse in Rom (deutsch: »O diese Zeiten, o diese Sitten!«) findet sich an mehreren Stellen in den Werken des römischen Staatsmanns und Philosophen Cicero.

Er wird auch heute noch als Ausdruck der – oftmals nur gespielten – Entrüstung über den Zeitgeist, die moderne Lebensart, den vermeintlichen oder tatsächlichen Verfall der Sitten verwendet.

Die oberen Zehntausend

Nathaniel Parker Willis

Dem Begriff, mit dem die »Oberschicht«, die gesellschaftliche »Oberklasse« gemeint ist, liegt das englische *the upper ten thousand* oder *the upper ten* zugrunde.

Die Formulierung stammt von dem amerikanischen Journalisten Nathaniel Parker Willis, der sie in einem Artikel der New Yorker Zeitung »Evening Mirror« vom 11. November 1844 verwendete, bezogen auf die begüterte Schicht der Stadt.

»Die oberen Zehntausend« ist auch der deutsche Titel des amerikanischen Films »High Society« aus dem Jahr 1957. Er erzählt eine in der gehobenen amerikanischen Gesellschaft spielende Dreiecksgeschichte mit den Hauptdarstellern Bing Crosby, Grace Kelly und Frank Sinatra. Die Musik des nach einem Theaterstück von Philip Barry gedrehten Films schrieb Cole Porter.

Ohne Fleiß kein Preis

Hesiod

In seinem Lehrgedicht »Werke und Tage« erklärt der griechische Dichter Hesiod seinem arbeitsscheuen Bruder Peres, dem Adressaten des Werkes, dass dem Göttervater Zeus

nichts vom Handeln der Menschen entgeht und dass entsprechend die Bösen bestraft werden, den Rechtschaffenen aber Segen zuteil wird. Das Rechte zu tun bedeutet allerdings Arbeit und Mühe, denn: »Vor den Verdienst setzten den Schweiß die Götter, / die unsterblichen, lang aber und steil ist der Weg zu ihm hin.«

Daraus hat sich das auch heute noch zitierte Wort »Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt« entwickelt. Dies wiederum wurde dann zur sprichwörtlichen Redensart »Ohne Fleiß kein Preis« verkürzt, mit der ganz allgemein ausgedrückt wird, dass sich nur bei entsprechendem Bemühen der Erfolg einstellt.

Otto Normalverbraucher

Aus Film und Fernsehen

So bezeichnet man in der Umgangssprache den statistischen Durchschnittsmenschen, vor allem den Durchschnittskonsumenten.

Die Bezeichnung wurde durch die gleichnamige Hauptfigur des Films »Berliner Ballade« (Regie: Robert A. Stemmle, Drehbuch: Günter Neumann) aus dem Jahre 1948 bekannt und gebräuchlich. Der von Gert Fröbe gespielte Durchschnittsbürger erlebt in dem satirischen, auf ein Kabarettprogramm zurückgehenden Film die Nachkriegswirklichkeit in Deutschland.

P Q

Panta rhei

Heraklit

Der philosophische Gedanke vom ewigen Wechsel der Dinge, von der unaufhörlichen Bewegung, vom steten Werden (*panta rhei,* deutsch »alles fließt«) wird dem griechischen Philosophen Heraklit zugeschrieben.

Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern

Karl Marx

So lautet die elfte der von Karl Marx 1845 niedergeschriebenen »Thesen über Feuerbach«, einer ersten Dokumentation der von ihm später entworfenen neuen Weltanschauung.

Diese »These« enthält den gleichsam missionarischen Auftrag, die Gesellschaft im Sinne der marxschen Weltanschauung zu organisieren. Friedrich Engels hat in der von ihm 1888 veröffentlichten Version den marxschen Originaltext »es kömmt drauf an« in die heute geläufige Form verändert.

Der Satz steht in englischer Sprache auf Marx' Grabdenkmal auf dem Londoner Friedhof Highgate: *The philosophers have only interpreted the world in various ways. The point, however, is to change it.*

Platonische Liebe

Platon

Der griechische Philosoph Platon, acht Jahre lang selbst Schüler Sokrates', kennzeichnet in seinem Dialog »Symposion« (»Das Gastmahl«) dessen Verhältnis zu seinen Schülern als rein geistig-seelische Liebe.

Heute werden die Fügung und auch das Adjektiv »platonisch« verwendet, wenn eine nicht sinnliche, eine nicht auf

Sexualität, sondern nur auf die geistig-psychische Ebene gerichtete Liebesbeziehung gekennzeichnet werden soll.

Post festum

Platon

Dieser lateinische Ausdruck bedeutet wörtlich übersetzt »nach dem Fest« und wird im Sinne von »hinterher, im Nachhinein; zu einem Zeitpunkt, wo es eigentlich zu spät ist« verwendet.

Er stammt aus späteren lateinischen Übersetzungen des philosophischen Dialogs »Gorgias« von Platon. Hier wird zu Anfang geschildert, wie Sokrates zu einem Fest im Hause des reichen Kallikles unterwegs ist, wo auch der berühmte Redner Gorgias zu Gast ist. Sokrates, unterwegs aufgehalten, trifft erst ein, als Gorgias schon einige Redebeiträge zum Besten gegeben hat, und fragt daher, ob er und sein Gefährte zu spät gekommen seien, eben »nach dem Fest«.

Diese Wendung ist schon im Griechischen bekannt gewesen, wurde aber erst in der lateinischen Form allgemein verbreitet.

Pro domo

Cicero

Die wörtliche Übersetzung dieses lateinischen Ausdrucks lautet »für das Haus«. Meist tritt er in der Verbindung »pro domo reden« auf, die »in eigener Sache, zum eigenen Nutzen sprechen« bedeutet.

Es handelt sich hier um den älteren Titel der Rede *Oratio de domo sua* (»Rede für sein Haus«) des römischen Staatsmannes und Philosophen Cicero, die er nach der Zerstörung seines Hauses während seiner Verbannung geschrieben hat.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Karl Marx

1848 veröffentlichten Karl Marx und Friedrich Engels in London das »Manifest der Kommunistischen Partei«, ihr wohl berühmtestes Gemeinschaftswerk.

Die als »Kommunistisches Manifest« bekannt gewordene Programmschrift fasste erstmals die marxistische Theorie zusammen. Sie schließt mit den Worten »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!«, die in der englischen Form *Workers of all lands, unite* auch auf dem Grabstein von Karl Marx auf dem Londoner Friedhof Highgate stehen.

Pyrrhussieg

Plutarch

Einen Erfolg, der mit so hohem Einsatz, mit so vielen Opfern verbunden ist, dass er im Grunde eher einem Fehlschlag gleichkommt, bezeichnet man nach den verlustreichen Siegen des Königs Pyrrhus von Epirus über die Römer 280 / 279 v. Chr. als »Pyrrhussieg«.

Der griechische Schriftsteller Plutarch lässt in seinen »Parallelbiografien« ausgewählter Griechen und Römer König Pyrrhus ausrufen: »Wenn wir noch eine Schlacht gegen die Römer gewinnen, werden wir ganz und gar verloren sein!«

Danach sagt man gelegentlich auch: »Noch so ein Sieg, und ich bin verloren!«

Qui s'excuse, s'accuse

Hieronymus

Dieser Redensart (auf Deutsch: »Wer sich entschuldigt, klagt sich an«) liegt der Gedanke zugrunde, dass jemand, der sich entschuldigt, sich auf indirekte Weise selbst beschuldigt.

Dasselbe sagt die lateinische Sentenz *Dum excusare credis, accusas* (»Während du dich zu entschuldigen glaubst, klagst du dich an«), die sich schon in den Schriften des lateinischen Kirchenvaters Hieronymus findet.

R

Das Rad der Geschichte zurückdrehen

Karl Marx

Das »Rad der Zeit« oder das »Rad der Geschichte« sind seit dem 18. Jahrhundert im Deutschen gebräuchliche Bilder für den Wechsel durch die Zeitläufte und den Fortgang der geschichtlichen Entwicklung.

Eine daran angelehnte Formulierung ist möglicherweise durch das »Kommunistische Manifest« (1848) von Karl Marx und Friedrich Engels bekannt und gebräuchlich geworden. Dort heißt es im Abschnitt I: »Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstände vor dem Untergang zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern konservativ. Noch mehr, sie sind reaktionär, sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen.«

Wenn heute gesagt wird, dass das Rad der Geschichte sich nicht zurückdrehen lässt, so drückt man damit aus, dass historische Entwicklungen nicht rückgängig gemacht werden können.

Reif für die Insel

Peter Cornelius

So lautet der Titel eines 1982 von dem österreichischen Liedermacher Peter Cornelius geschriebenen Schlagers.

Der Ausdruck, mit dem man deutlich machen möchte, dass man eine Erholung dringend nötig hat, »urlaubsreif« ist, hat sich in der Umgangssprache allgemein durchgesetzt.

Religion ist Opium für das Volk

Karl Marx

In seiner Abhandlung »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung« (1844) versucht Karl Marx, die Kri-

tik an der Religion zu einer Gesellschaftskritik auf materialistischer Grundlage weiterzuentwickeln.

Ausgehend von seiner Erkenntnis »Der Mensch macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen«, stellt er dann fest: »Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elends und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks.«

Die Religion stellt sich ihm also als das letzte Zufluchtsmittel eines unterdrückten und ausgebeuteten Volks dar, als eine Droge, mit der es sich selbst die Hoffnung auf eine bessere Welt vorgaukelt. Die marxsche Aussage ist in der Folgezeit auf die Form »Religion ist Opium für das Volk« verkürzt worden.

Reptilienfonds

Otto von Bismarck

Mit diesem Ausdruck bezeichnet man den geheimen Dispositionsfonds einer Regierung, über den im Haushalt keine Rechnung gelegt wird.

Die Bezeichnung geht auf Otto von Bismarck, den preußischen Reichskanzler, zurück, der 1869 einen solchen Fonds bildete, um daraus Aktivitäten gegen – nach Bismarcks Worten – »bösartige Reptilien« zu finanzieren. Gemeint war die Bekämpfung oppositioneller Strömungen mit publizistischen Mitteln.

Man verwendet den Ausdruck gelegentlich auch scherzhaft in Bezug auf jemandes geheime Kasse.

Requiescat in pace

Die Bibel, Neues Testament

Die Formel – häufiger in der deutschen Form »Er / Sie ruhe in Frieden«, daneben als Imperativ »Ruhe in Frieden!«, findet man in Todesanzeigen oder eingemeißelt auf Grabsteinen, hier auch als Abkürzung RIP.

Sie geht auf Psalm 4 der Bibel zurück, wo es in Luthers Übersetzung der Vulgata – jedoch ohne Bezug auf den Tod – heißt: »Ich liege und schlafe ganz mit Frieden« *(In pace in idipsum dormiam et requiescam).*

Die Stelle ist Ausdruck großen Gottvertrauens des Psalmisten, der mit folgenden Worten fortfährt: »... denn allein du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne.«

Man verwendet die Formel auch scherzhaft mit Bezug auf ein Projekt oder ein Unternehmen, das aufgegeben wurde.

Der Rest ist Schweigen

William Shakespeare

Dies sind die letzten Worte Hamlets im gleichnamigen, um 1600 entstandenen Trauerspiel von Shakespeare (auf Englisch lautet das Zitat: *The rest is silence*).

Das Stück endet mit einem »Schlachtfeld« von Toten; Hamlet stirbt von der Hand des Laertes, des Bruders der Ophelia.

Ein Film von Helmut Käutner aus dem Jahr 1959, der diesen Titel trägt, transponiert das Hamletmotiv des Brudermordes in die Gegenwart.

Das Zitat kann die Ratlosigkeit zum Ausdruck bringen, mit der jemand vor einem Ereignis steht, das er nicht begreift; es kann auch als resignierende Feststellung dienen, dass zu einem unerfreulichen Thema nun nichts mehr zu sagen ist.

Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder

Georg Büchner

Vollständig lautet die Textstelle in Georg Büchners Drama »Dantons Tod« (1835): »Ich weiß wohl – die Revolution ist wie Saturn, sie frisst ihre eigenen Kinder.« Danton äußert diesen Gedanken wie in Vorahnung seines eigenen gewaltsamen Endes.

Das Zitat sagt aus, dass im Gang der Ereignisse ihre Initiatoren leicht auf der Strecke bleiben oder – ins Abstrakte

gewendet – dass etwas nach positiven Ansätzen schließlich ins Negative umschlägt und sich selbst wieder aufhebt oder zerstört.

Von dem politischen Schriftsteller Wolfgang Leonhard der seine Jugend in der UdSSR verbrachte, erschien 1955 ein Buch mit dem Titel »Die Revolution entläßt ihre Kinder«.

Diese Abwandlung des Zitats wird zitiert, wenn die Anhänger einer Idee oder Ideologie sich ernüchtert von ihr abwenden.

Revolutionäre in Pantoffel und Schlafrock

Ludwig Börne

In seinen »Briefen aus Paris« schrieb der deutsche Schriftsteller Ludwig Börne über einen Karlisten (= Anhänger des spanischen Thronprätendenten und zeitweiligen Gegenkönigs Don Carlos [1818–1861]), er sei einer von denen, »die in Pantoffeln und Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten«.

Der preußische Minister Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805–1882) griff diese Worte auf, als er vor einer möglichen Beamtenrevolution in der ersten Kammer warnte. Seiner Meinung nach sei eine solche Revolution sehr gefährlich, »gerade weil man sich dabei im Schlafrock und Pantoffeln beteiligen kann, während der Barrikadenkämpfer wenigstens den Mut haben muss, sich zu exponieren«.

Man bezeichnet auch heute mit diesem Ausdruck Personen, die aufgrund ihrer Position, ihres politischen oder wirtschaftlichen Einflusses eine mehr oder weniger gewaltsame Veränderung bestehender Verhältnisse betreiben können, ohne sich selbst groß in Szene setzen zu müssen. Gelegentlich wird die Bezeichnung aber auch abwertend auf Politiker bezogen, die von sich behaupten, eine fortschrittliche Richtung zu vertreten, sich in der Realität aber als Anpasser und Zögerer erweisen.

Ein Ritt über den Bodensee

Gustav Schwab

Der Ballade »Der Reiter und der Bodensee« von Gustav Schwab liegt eine schwäbische Sage zugrunde.

Danach hatte ein Reiter den zugefrorenen und schneebedeckten Bodensee überquert, ohne zu wissen, wo und in welcher Gefahr er sich befand. Am Ufer angekommen, erfuhr er, dass er über den See geritten war. Der Schock, den er in diesem Augenblick erlitt, ließ ihn tot zu Boden stürzen.

Man spricht danach von einem »Ritt über den Bodensee«, wenn man ein Unternehmen für zu riskant hält oder um etwas im Nachhinein als besonders risikoreich oder gefährlich zu charakterisieren.

Ritter ohne Furcht und Tadel

Jacques de Mailles

Der oft ironisch verwendete Ausdruck bedeutet heute »mutiger und sich vorbildlich benehmender Mann«.

Er geht auf das französische *chevalier sans peur et sans reproche* zurück, auf den Beinamen des Ritters Pierre Terrail, Seigneur de Bayard (1476–1524).

Dessen 1527 veröffentlichte und dem Notar Jacques de Mailles zugeschriebene panegyrische Lebensgeschichte trägt den Titel *»La très-joyeuse, plaisante et récréative histoire du bon chevalier sans paour et sans reproche, gentil seigneur de Bayard«* (»Die sehr erfreuliche, kurzweilige und ergötzliche Geschichte des braven Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, des edlen Herrn von Bayard«).

Ritter von der traurigen Gestalt

Miguel de Cervantes Saavedra

Mit diesem Ausdruck wird in meist scherzhafter, gelegentlich auch abwertender Weise ein hagerer Mensch mit schlechter Haltung bezeichnet, der dazu noch einen heruntergekommenen Eindruck macht.

Die Bezeichnung stammt aus dem berühmten Roman mit dem Titelhelden Don Quichotte (1605 / 1615) des spanischen Dichters Miguel de Cervantes Saavedra. Sancho

Pansa, der Begleiter und Knappe des Don Quichotte, charakterisiert seinen Herrn mit diesem Ausdruck. Er lautet im spanischen Original: *el caballero de la triste figura*.

Robinsonade

Daniel Defoe

Unter einer »Robinsonade« versteht man zum einen einen Abenteuerroman in der Art des »Robinson Crusoe«, zum anderen eine abenteuerliche Unternehmung.

Zugrunde liegt der Name des Titelhelden eines berühmten Abenteuerromans des englischen Schriftstellers Daniel Defoe. Der vollständige Originaltitel des Buches lautet: »The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe«.

Der Robinson des Romans – der in den nach ihm benannten Robinsonaden eine große Zahl von Nachfolgern fand – wird auf eine unbewohnte Insel in der Orinocomündung verschlagen, wo er 28 Jahre zubringen und seine Existenz sichern muss.

In der Fußballsprache kennt man noch eine andere »Robinsonade«, eine nach dem englischen Torwart John Robinson (1878–1949) benannte Torwartparade.

Rose is a rose, is a rose, is a rose

Gertrude Stein

Dieser Satz (auf Deutsch: »Rose ist eine Rose, ist eine Rose, ist eine Rose«) stammt von der amerikanischen Schriftstellerin Gertrude Stein, die vornehmlich in Paris lebte und dort Mittelpunkt eines Kreises von Malern und Schriftstellern war, für den sie den Begriff der »Lost Generation« geprägt hat.

Der von ihr hervorgebrachte Prosastil der assoziativen Reihung und scheinbar sinnlosen Wiederholung von Gleichem sollte Ausdruck der fließenden Zeit sein.

Man verwendet das Zitat, bei dem in Abwandlung das Substantiv auch durch ein anderes ausgetauscht sein kann, um von etwas mit Nachdruck zu sagen, dass es ganz mit sich selbst identisch ist.

Roter Faden

Johann Wolfgang von Goethe

Die Redewendung im Sinne von »leitender, verbindender Grundgedanke, Grundmotiv« geht auf Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften« zurück, wo die alles verbindende Hauptidee im Tagebuch Ottiliens mit dem durchlaufenden roten Faden im Tauwerk der englischen Marine verglichen wird: »Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte ... sind dergestalt gesponnen, dass ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen ...«

Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet: »Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein.«

Der ruhende Pol

Friedrich Schiller

Aus Schillers Gedicht »Der Spaziergang«, das die Gegensätzlichkeit von Natur und Kultur durch die wechselnden Bilder eines Spaziergangs veranschaulicht, stammt der Vers: »Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.«

Die fest gewordene sprachliche Fügung »der ruhende Pol« geht wohl auf diesen Vers zurück.

Heute verstehen wir darunter einen Menschen, der bei Unruhe und Aufregung die Übersicht behält, selbst Ruhe ausstrahlt und Orientierungspunkt für andere sein kann.

S

Salomonisches Urteil

Die Bibel, Altes Testament

Unter einem »salomonischen Urteil« versteht man ein kluges, von viel Einsicht zeugendes, durch seine Ausgewogenheit verblüffendes Urteil.

Der Ausdruck geht auf die alttestamentliche Gestalt Salomos (etwa 965–926 v. Chr.) zurück, des Königs von Israel und Juda, der wegen seiner Weisheit gerühmt wurde.

Im ersten Buch der Könige wird von dem Streit zweier Mütter um ein Kind berichtet, von denen jede behauptet, es handele sich um ihr eigenes. König Salomo schlichtet den Streit, indem er das Kind der Frau zuspricht, die lieber bereit ist, es der anderen zu überlassen, als es in zwei Stücke zerteilen zu lassen.

In Vers 28 heißt es dann: »Und das Urteil, das der König gefällt hatte, erscholl vor dem ganzen Israel und ... sie sahen, dass die Weisheit Gottes in ihm war, Gericht zu halten.«

Das Salz der Erde

Die Bibel, Neues Testament

In früheren Zeiten kam dem Salz wegen seiner lebenswichtigen Funktion und seiner Seltenheit eine besondere Bedeutung zu. Man maß ihm läuternde und reinigende Kräfte bei und betrachtete es als Symbol der Lebenskraft. Oft wurden ihm auch moralische und spirituelle Kräfte zugeordnet.

Vor diesem Hintergrund ist das Wort zu verstehen, das Jesus in der Bergpredigt nach den Seligpreisungen an seine Jünger richtet: »Ihr seid das Salz der Erde.«

Das Bild vom »Salz der Erde« wird meist in religiösen Bereichen zitiert, aber auch in weltlichen Zusammenhängen, wo es in der Regel auf arbeitende, im praktischen Leben stehende vorbildliche Menschen bezogen wird.

Ein Schatten seiner selbst sein

Lukan

Die Redewendung, mit der man umschreibt, dass jemand nur noch ein blasses Abbild seiner früheren lebensvollen Persönlichkeit ist, besonders auch, dass er äußerlich erkennbar krank und elend ist, geht auf die Antike zurück.

Der römische Dichter Lukan nannte in seinem Epos »Pharsalia« (oder »Bellum civile«) über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus den unterlegenen Pompejus *magni nominis umbra,* (Deutsch: »Schatten seines großen Namens«).

Aus dieser Kennzeichnung hat sich wohl die heute gebräuchliche Redewendung entwickelt.

Scherbengericht

Aristoteles

Der Ausdruck ist die deutsche Entsprechung des griechischen Begriffs »Ostrakismos«.

Man bezeichnete damit eine von der athenischen Verfassung des 5. vorchristlichen Jahrhunderts vorgesehene Möglichkeit, durch geheime Volksabstimmung einen unliebsamen Politiker für eine bestimmte Zeit in die Verbannung zu schicken. Der Name des Betroffenen wurde dabei auf als Stimmzettel dienende Tonscherben (griechisch: *Ostraka*) geschrieben. Aristoteles hat darüber in seiner »Staatsverfassung Athens« berichtet.

Man spricht heute von einem Scherbengericht, wenn man zum Ausdruck bringen will, dass man mit jemandem oder einer Sache übermäßig hart ins Gericht geht.

Das Schicksal des Menschen ist der Mensch

Bertolt Brecht

Diese Worte spricht in Bertolt Brechts Stück »Die Mutter« (nach dem gleichnamigen Roman von Maxim Gorki; uraufgeführt 1932) Pelagea Wlassowa, die Mutter eines getöteten jungen Kommunisten.

Man will ihr, die nie ein Hehl daraus gemacht hat, nicht gläubig zu sein und alles nur mit dem Maßstab der Ver-

nunft zu messen, erklären, dass der Mensch gerade im Leid nicht ohne Gott auskommt: »Frau Wlassowa, der Mensch braucht Gott. Er ist machtlos gegen das Schicksal.« Worauf sie antwortet: »Wir sagen: Das Schicksal des Menschen ist der Mensch«.

Brecht hat hier einen Gedanken von Karl Marx umformuliert, der in der Einleitung zu seiner »Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie« schrieb, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei.

Wer das Zitat verwendet, will ausdrücken, dass es nicht irgendwelche höheren Mächte sind, die in unser Leben gestaltend eingreifen, sondern dass der Mensch selbst und die von ihm geprägte Gesellschaft die allein bestimmenden Faktoren für alles sind, was die menschliche Existenz ausmacht.

Das Schicksal setzt den Hobel an

Ferdinand Raimund

In dem »Original-Zaubermärchen mit Gesang« mit dem Titel »Der Verschwender« (1834) von Ferdinand Raimund singt der Tischlermeister Valentin das berühmt gewordene »Hobellied«.

Darin heißt es im Hinblick auf den Unterschied zwischen Arm und Reich am Ende der ersten Strophe: »Das Schicksal setzt den Hobel an / Und hobelt alles gleich.«

Schläft ein Lied in allen Dingen

Joseph von Eichendorff

Das so beginnende vierzeilige Gedicht, das als programmatisch für die Literatur der Romantik angesehen werden kann, stammt von Joseph Freiherr von Eichendorff.

Der Vorstellung, dass die Welt durch Sprache zu »erlösen« sei, hat der Dichter die folgende lyrische Form gegeben: »Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.«

Schnee von gestern

François Villon

Der umgangssprachliche Ausdruck, der auch als »Schnee von vorgestern« oder »... vom letzten Jahr« oder »... vom vergangenen Jahr« vorkommt, wird in Bezug auf Dinge oder Tatsachen, die niemanden mehr interessieren, gebraucht.

Die Formulierung geht wahrscheinlich auf die als Refrain wiederkehrende rhetorische Frage *Mais où sont les neiges d'antan?* (»Aber wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?«) aus der »Ballade des dames du temps jadis« des französischen Renaissancedichters François Villon zurück.

Villon wendet das einprägsame Bild demonstrativ auf eine Reihe von historischen und mythologischen weiblichen Berühmtheiten und ihre längst vergangene Schönheit an.

Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Plinius der Ältere

Der römische Historiker und Schriftsteller Plinius der Ältere erzählt eine Anekdote über den Maler Apelles am Hof des Makedonierkönigs Alexander des Großen. Er berichtet, der Maler sei von einem Schuhmacher darauf hingewiesen worden, dass er auf einem seiner Bilder den Schuh einer dargestellten Figur nicht korrekt gemalt habe. Der Maler nahm die Kritik an und korrigierte sein Bild. Als der Kritiker noch mehr an seinem Bild auszusetzen gehabt habe, sei er jedoch böse geworden und habe ausgerufen: *Ne sutor supra crepidam!* (wörtlich übersetzt: »Nicht, Schuster, über die Sandale hinaus!«).

Man verwendet die sprichwörtlich gewordene Zurechtweisung, um jemanden davon zurückzuhalten, sich auf einem Gebiet zu betätigen, auf dem es ihm an entsprechenden Kenntnissen oder Fertigkeiten fehlt.

Schwachheit, dein Name ist Weib!

William Shakespeare

Der männliche Stoßseufzer über die weibliche Anfälligkeit für Versuchungen ist sicher vor dem Hintergrund des biblischen Sündenfalls zu verstehen.

Die Formulierung des Zitats ist Shakespeares Tragödie »Hamlet« entnommen, wo der Titelheld die Charakterlosigkeit seiner Mutter nicht fassen kann, die wenige Wochen nach dem Tod ihres Mannes dessen Mörder geheiratet hat: »Schwachheit, dein Nam' ist Weib!« (im Original: *Frailty, thy name is woman!*).

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer

Aristoteles

Die auch im Englischen und Französischen sprichwörtliche Redensart findet sich in der Formulierung »Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling« bereits in der nikomachischen Ethik des griechischen Philosophen Aristoteles und basiert vermutlich auf der Fabel vom verschwenderischen Jüngling und der Schwalbe des griechischen Fabeldichters Äsop.

Dort versetzt der junge Mann seinen Mantel, als er im Frühjahr die erste Schwalbe sieht, und fühlt sich von der inzwischen erfrorenen Schwalbe betrogen, weil es weiterhin winterlich kalt bleibt.

Man verwendet das Zitat, um auszudrücken, dass ein einzelnes positives Anzeichen, ein hoffnungsvoller Einzelfall noch nicht auf eine endgültige Besserung der Situation schließen lässt.

Schwanengesang

Aus Mythen und Märchen

Als »Schwanengesang« bezeichnet man das letzte, meist auch bedeutsame Werk eines Menschen, besonders eines Komponisten oder Schriftstellers, oft auch einer Epoche oder einer Ideologie.

Die Bezeichnung leitet sich von einem bereits in der Antike (z. B. bei Äschylus und Cicero) belegten Mythos her, wonach Singschwäne vor dem Sterben noch einmal ein letztes Klagelied anstimmen.

Seit dem 16. Jahrhundert bezeichnete man zunächst das letzte Werk eines Dichters als Schwanengesang. Später

wurde der Begriff dann weiter gefasst. So wurden die letzten dreizehn hinterlassenen Lieder von Franz Schubert (1797–1828) mit Texten von Ludwig Rellstab, Heinrich Heine und Gabriel Seidl beispielsweise von dem Musikverleger Tobias Haslinger zu einem Zyklus zusammengefasst und unter dem Titel »Schwanengesang« herausgebracht.

Der Schriftsteller Klaus Mann (1906–1949) bezeichnet in seinem Lebensbericht »Der Wendepunkt« den berühmten Roman seines Vaters Thomas Mann »Buddenbrooks« (1901) als den epischen »Schwanengesang des deutschen Bürgertums«.

Schwerter zu Pflugscharen

Die Bibel, Altes Testament

Das Leitwort der in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts in der DDR entstandenen friedenspolitischen Initiativen ist aus dem alttestamentlichen Propheten Jesaja entnommen.

Dort heißt es: »Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.«

Seefahrt ist not

Pompejus

Mit diesem Ausspruch wird heute vor allem die handels-, aber auch die rüstungspolitische Bedeutung der Seefahrt umschrieben.

Er wurde besonders populär durch einen Roman des norddeutschen Schriftstellers Gorch Fock (1880–1916; eigentlich Johann Kinau), der diesen Titel trägt.

Der Ausspruch hat allerdings seine Wurzeln in der Antike. Der griechische Schriftsteller Plutarch berichtet über den Feldherrn Pompejus, der als Verantwortlicher für die Getreideversorgung Roms von vielen Gegenden des Mittelmeerraums Getreide herbeiführen ließ, er habe vor einer dieser Fahrten, als ein schweres Unwetter aufkam und die Seeleute nicht hinausfahren wollten, ausgerufen: *Navigare*

necesse est, vivere non est necesse (so die lateinische Übersetzung des von Plutarch griechisch überlieferten Ausspruchs). Auf Deutsch bedeutet er: »In See stechen ist notwendig, leben ist nicht notwendig.«

Der lateinische Spruch ziert noch heute als Inschrift das Portal des Hauses der Seefahrt in Bremen und hat dort die allgemeinere Bedeutung »Es ist notwendig, Schifffahrt zu treiben, es ist nicht notwendig zu leben.«

Üblicher geworden ist die verkürzte Form des Zitats: *Navigare necesse est* oder »Seefahrt ist not«.

Seid fruchtbar und mehret euch

Die Bibel, Altes Testament

Diese Aufforderung, häufig als Scherzwort gebraucht, ist der Befehl, den Gott im Alten Testament den ersten Menschen erteilt.

Er ist verbunden mit der Weisung, sich die Erde untertan zu machen. Einige Verse zuvor ergeht der gleiche Befehl bereits an die Tiere im Wasser und in der Luft. Es heißt dort: »Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer; und das Gefieder mehre sich auf Erden.«

Das Bibelwort wird oft auch in scherzhaft abgewandelter Form gebraucht und lautet dann: »Seid furchtbar und wehret euch!«

Seid umschlungen, Millionen!

Friedrich Schiller

Das Zitat stammt aus Schillers Gedicht »An die Freude« (1785), das durch seine Vertonung am Schluss der 9. Sinfonie von Beethoven (entstanden 1823) sehr bekannt wurde.

Die Freude, von Schiller als »schöner Götterfunken« und als »Tochter aus Elysium« angesprochen, versetzt die Menschen in einen Verbrüderungstaumel, der sich in diesem Ausruf ausdrückt.

Heute wird das Zitat gelegentlich scherzhaft abgewandelt und in der Form »Seid verschlungen, Millionen!« mit Bezug auf große aufzuwendende Geldsummen gebraucht.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage

William Shakespeare

Mit diesen Worten beginnt Hamlet, Prinz von Dänemark, in Shakespeares gleichnamiger Tragödie seinen Monolog, in dem er über die Scheu vor entschlossenem Handeln, die er in der Furcht vor dem Tod begründet sieht, nachdenkt. Im englischen Original lauten seine Worte: *To be, or not to be, that is the question.*

Das Zitat wird in Situationen gebraucht, die für jemanden oder etwas von existenzieller Bedeutung sind.

Sein Schwert in die Waagschale werfen

Livius

Diese Redewendung, mit der ausgedrückt wird, dass eine Entscheidung durch den Einsatz der eigenen Machtmittel erzwungen oder zumindest stark beeinflusst wird, geht auf eine beim römischen Historiker Livius geschilderte Begebenheit zurück.

Nach ihrem Sieg über die Römer an der Allia 387 v. Chr. nahmen die gallischen Senonen die Stadt Rom ein; für einen Abzug forderten sie 1000 Pfund Gold. Als das Gold abgewogen wurde, protestierten die Besiegten gegen die falschen Gewichte der Sieger. Daraufhin soll der senonische Heerführer Brennus mit den Worten »Wehe den Besiegten!« (lateinisch *»vae victis!«*) auch noch sein Schwert auf die Waagschale geworfen haben, sodass die Römer noch mehr zahlen mussten.

Selbst ist der Mann!

Johann Wolfgang von Goethe

Die sprichwörtliche Redewendung, die so viel besagt wie »man muss sich selbst helfen«, findet sich im zweiten Teil von Goethes »Faust« II (1854 uraufgeführt).

Hier gebraucht sie der Kaiser gegenüber Faust: »Selbst ist der Mann! Wer Thron und Kron begehrt, / Persönlich sei er solcher Ehren wert.«

Man richtet den Ausspruch als Aufforderung an sich selbst oder an einen anderen, oder man kommentiert damit mit Genugtuung eine selbstständig gemeisterte Aufgabe.

Heute gibt es daneben auch die Form »Selbst ist die Frau!«

Semper idem

Cicero

Das Zitat stammt aus den »Gesprächen in Tuskulum« Ciceros. Cicero spricht davon, dass Xanthippe an ihrem Gatten Sokrates seinen beim Weggehen wie beim Wiederkommen gleichen Gesichtsausdruck gerühmt habe. Erläuternd fügt er hinzu, dass sich darin der stets unverändert heiter-ausgeglichene Geist des Philosophen ausdrücke, eine Haltung, die Cicero als sehr lobenswert ansieht.

Die Formel *Semper idem* oder »Immer derselbe« dient als Wahlspruch für Gleichmut und Beständigkeit.

Sich in die Höhle des Löwen wagen

Äsop

Wenn man jemanden, vor dem man Angst hat, von dem man nichts Gutes erwartet, beherzt mit einem Anliegen oder Ähnlichem aufsucht, so verwendet man häufig diese Redensart.

Sie geht zurück auf die Fabel »Der Löwe und der Fuchs« des griechischen Fabeldichters Äsop. Dort wagt sich der schlaue Fuchs nicht in die Höhle des Löwen, denn er sieht, dass zwar viele Tierspuren hineinführen, keine aber wieder hinaus.

Sieben fette Jahre

→ Fette Jahre

Sieben magere Jahre

→ Fette Jahre

Silberstreifen am Horizont

Gustav Stresemann

Mit dieser häufig verwendeten Metapher wird eine sich andeutungsweise abzeichnende positive Entwicklung, ein Anlass zur Hoffnung bezeichnet.

Sie geht auf eine 1924 gehaltene Rede des deutschen Außenministers und früheren Reichskanzlers Gustav Stresemann zurück. Darin nahm er auf die Situation der deutschen Wirtschaft Bezug und zitierte einen Wirtschaftsfachmann, der geäußert haben soll, er sehe – nach der zweiten Londoner Konferenz über die Reparationen des Deutschen Reiches – »zum ersten Mal einen Silberstreifen an dem sonst düsteren Horizont«.

Silent leges inter arma

Cicero

Im Jahre 52 v. Chr. verteidigte der römische Staatsmann, Philosoph und Redner Cicero den Volkstribun Milo, der wegen Mordes an seinem Gegenspieler, dem Volkstribun Clodius, angeklagt worden war. Aus dem Plädoyer für Milo, das Cicero nachträglich überarbeitet hat, wurde der Satz *Silent (enim) leges inter arma* (»Wenn die Waffen sprechen, schweigen die Gesetze«) bald allgemein verbreitet.

Er wird noch heute – meist in der lateinischen Form – zitiert, wenn man zu der bitteren Erkenntnis gelangen muss, dass in kriegerischen Auseinandersetzungen Gewalt vor Recht geht und die Gesetze des Krieges alle anderen Rechtsnormen außer Kraft setzen.

Sirenengesang

Homer

Der gehobene Ausdruck für verlockende, verführerische Worte oder Ausführungen ist nach dem Gesang weiblicher Fabelwesen der griechischen Mythologie gebildet. Mit ihrem

unwiderstehlichen, betörenden Gesang locken die Sirenen an ihrer Insel vorüberfahrende Seeleute an, um sie zu töten.

In Homers »Odyssee« warnt die Zauberin Circe Odysseus vor dem Sirenengesang, der der Gefahr entgeht, indem er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verklebt und sich selbst an den Schiffsmast fesseln lässt.

Sisyphusarbeit

Homer

Der Ausdruck ist nach einer Gestalt der griechischen Mythologie gebildet. Der Gründer und erste König Korinths, Sisyphus, ist das Urbild des Frevlers, dem es mehrfach gelingt, den Tod zu überlisten, bis ihn die Strafe ereilt.

In Homers »Odyssee« (593–600) muss er in alle Ewigkeit einen Felsblock einen steilen Berg hinaufwälzen. Bevor er den Gipfel erreicht, rollt der Stein wieder ins Tal, und Sisyphus beginnt seine sprichwörtlich gewordene Arbeit von neuem.

Der Mythos des Sisyphus verdeutlicht in Albert Camus' (1913–1960) gleichnamigem philosophischem Essay »Mythe de Sisyphe« die absurde Situation des Menschen in seinem täglichen aussichtslosen Streben nach Überwindung der gegebenen Welt.

Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Die Bibel, Altes Testament

Mit diesem Zitat aus der Bibel will man ausdrücken, dass man es ablehnt, die Verantwortung für die Handlungsweise eines andern zu übernehmen oder sich um dessen Verbleib oder Zustand zu kümmern.

Im Alten Testament (1. Moses 4), wo die Geschichte von Kains Brudermord berichtet wird, ist die rhetorische Frage »Soll ich meines Bruders Hüter sein« die ausweichende Antwort des Brudermörders Kain auf die Frage des Herrn: »Wo ist dein Bruder Abel?«

Die Frage nach dem Bruder Abel wiederum wird gelegentlich auch scherzhaft zitiert, wenn sich jemand nach dem Verbleib eines anderen erkundigen will.

Die Sonne bringt es an den Tag

Adelbert von Chamisso

Mit dieser sprichwörtlichen Redensart bringt man die Gewissheit zum Ausdruck, dass auf die Dauer etwas nicht zu verheimlichen ist, auch wenn es noch so sehr verborgen gehalten wird. Sie wird oft mit einer gewissen Genugtuung als Feststellung gebraucht, wenn etwas schließlich doch noch offenbar geworden ist.

Der in der Redensart enthaltene Grundgedanke wird bereits in einigen Sentenzen der Antike und auch in der Bibel geäußert (z. B. im Lukasevangelium).

Die Formulierung, in der die Redensart heute üblicherweise gebraucht wird, stammt von dem deutschen Dichter Adelbert von Chamisso, der unter anderem als volkstümlicher Balladendichter bekannt wurde.

»Die Sonne bringt es an den Tag« ist Titel und mehrfach variierter Kehrreim der vierzehn Strophen einer seiner Balladen. In ihr wird von einem heimlich begangenen Mord berichtet, der über Jahre hinweg verborgen bleibt, bis sich der Täter, der sich längst sicher wähnte, am Ende doch noch selbst verrät.

Als Quelle benutzte Chamisso dabei ein Märchen der Brüder Grimm, »Die klare Sonne bringts an den Tag«, in dem diese Mordgeschichte bereits erzählt wird.

So viel Köpfe, so viel Sinne

Terenz

Diese sprichwörtliche Redensart hat mehrere lateinische Vorlagen.

So findet man bei dem römischen Komödiendichter Terenz in seinem Stück »Phormio« die Feststellung: *Quot homines, tot sententiae* (»Wie viele Menschen, so viele Meinungen«). In den Satiren des Horaz findet sich die Aussage:

Quot capitum vivunt, totidem studiorum milia (»Wie viele Köpfe es gibt, so viele Tausend Bestrebungen gibt es«). In eine Kurzform ist diese Erkenntnis in dem lateinischen Sprichwort: *Quot capita, tot sensus* (»So viel Köpfe, so viel Sinne«) gebracht.

Man verwendet die Worte als resignierte Feststellung in einer Situation, in der über etwas Bestimmtes keine Einigung zustande kommt, weil jeder der Beteiligten oder Befragten eine andere Meinung vertritt und auf ihr beharrt.

Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt!

Friedrich Schiller

Das Zitat stammt aus Schillers Drama »Wallenstein« (Die Piccolomini).

Feldmarschall Illo empfängt mit diesen Worten den Grafen Isolani, General der Kroaten. Er setzt verständnisvoll hinzu: »Der weite Weg, / Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.«

Mit diesem Zitat übt man Kritik an einem Zuspätkommenden, drückt aber gleichzeitig seine Erleichterung aus, dass er überhaupt gekommen ist.

Den Splitter im fremden Auge, aber nicht den Balken im eigenen sehen

Die Bibel, Neues Testament

Diese Redewendung mit der Bedeutung »Kleine Fehler bei anderen kritisieren, die eigenen größeren aber nicht wahrhaben wollen« ist biblischen Ursprungs.

Am Schluss der Bergpredigt spricht Jesus vom lieblosen Richter und sagt: »Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?«

Die Spreu vom Weizen sondern

Die Bibel, Neues Testament

Die Redewendung mit der Bedeutung »das Wertlose vom Wertvollen trennen« ist nach einer Bibelstelle gebildet.

Im Matthäusevangelium weist Johannes der Täufer in seiner Bußpredigt auf Jesus mit folgendem Bild hin: »Und er hat seine Wurfschaufel in der Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln; aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.«

Der springende Punkt

Aristoteles

Der griechische Philosoph Aristoteles schildert in seinem großen Werk der Tiergeschichte das sich im Ei entwickelnde Herz des Vogels, das sich im Eiweiß als »Blutfleck« darstellt. Und dieser Blutfleck bewege sich hin und her wie im Lebewesen.

In mittellateinischen Übersetzungen des griechischen Textes wurde daraus ein Punkt, der springt. Seit dem 16. / 17. Jahrhundert kam dann die neulateinische Fügung *punctum saliens* auf, deren Übersetzung »springender Punkt« in unserem Sprachgebrauch eine Sache bezeichnet, auf die es ankommt, von der alles abhängt.

Den Staub von den Füßen schütteln

Die Bibel, Neues Testament

Die stilistisch gehobene Redewendung im Sinne von »einen Ort, ein Land verlassen; für immer fortgehen« geht auf eine Stelle im Matthäusevangelium zurück, wo Jesus die zwölf Apostel zur Mission unter den Juden aussendet: »Und wo euch jemand nicht annehmen wird noch eure Rede hören, so geht heraus aus demselben Hause oder der Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.«

Der steinerne Gast

Wolfgang Amadeus Mozart

Mit dieser Gestalt ist in Mozarts Oper »Don Giovanni« (auf Deutsch »Don Juan oder Der steinerne Gast«) das steinerne Standbild des von Don Juan erstochenen Komturs gemeint, das zu Don Juans Gastmahl erscheint, um ihn den Flammen der Hölle zu überliefern.

Es handelt sich hier um das in spanischen Romanzen auftauchende volkstümliche Sagenmotiv, nach dem ein steinernes Standbild einem lebenden Rächer gleich eine Freveltat bestraft.

Davon leitet sich die Redewendung »dasitzen wie der steinerne Gast« ab, die so viel bedeutet wie »in einer Gesellschaft sitzen, ohne sich am Gespräch zu beteiligen; stumm dasitzen«.

Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin

Carl Sandburg

Als wahrscheinlichste Quelle für diesen in Graffitisammlungen, auf Postkarten und Aufklebern zu findenden Spruch kann wohl das Buch »The People, Yes« (deutsch: »Das Volk, jawohl«) angesehen werden, das der amerikanische Dichter Carl Sandburg 1936 veröffentlichte.

Darin wird ein Dialog wiedergegeben, in dem ein kleines Mädchen danach fragt, was Soldaten sind und was sie tun. Am Ende sagt das Mädchen: *Sometime they'll give a war and nobody will come* (»Einmal werden sie einen Krieg veranstalten und niemand wird kommen«).

Stellvertretend für die zahlreichen Abwandlungen, die der Spruch inzwischen erfahren hat, sei nur die genannt, die der Kabarettist Wolfgang Neuss (1923–1989) geprägt hat: »Stell dir vor, es geht, und keiner kriegts hin.«

Die Sterne lügen nicht

Friedrich Schiller

Bei dieser zum Schlagwort der Astrologie gewordenen Meinung bleibt Wallenstein in Schillers Tragödie »Wallensteins Tod« (1799 uraufgeführt) auch angesichts der Tatsache, dass der ihm von den Sternen vorherbestimmte Freund Octavio Piccolomini sich gegen ihn gewandt hat: »Die Sterne lügen nicht, das aber ist / Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal. / Die Kunst ist redlich; doch dies falsche Herz / Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.«

Steter Tropfen höhlt den Stein

Choirilos von Samos

Die sprichwörtliche Redensart mit der Bedeutung »durch ständige Wiederholung einer Bitte, einer Forderung o. Ä. erreicht man schließlich bei jemandem sein Ziel« geht auf den griechischen Epiker Choirilos von Samos zurück.

In seinem fragmentarischen Gedicht über die Perserkriege heißt es: »Der Tropfen höhlt den Stein durch Beharrlichkeit.« Die lateinische Form *Gutta cavat lapidem* (»Der Tropfen höhlt den Stein«), der die deutsche Redensart nachgebildet ist, findet sich bei dem römischen Dichter Ovid in den »Epistulae ex Ponto«.

Später erhielt die Redensart noch die Ergänzung: *Non vi, sed saepe cadendo* (»Nicht durch Gewalt, sondern durch häufiges Niederfallen«).

Die Stimme der Natur

Gotthold Ephraim Lessing

Die Floskel, die ähnlich wie »Die Stimme des Blutes« das instinkthafte Sich-hingezogen-Fühlen zwischen Blutsverwandten charakterisiert, kommt bei Lessing (»Nathan der Weise«) und Schiller (»Don Karlos«) in Äußerungen über die Beziehung des Vaters zum Kind oder des Kindes zum Vater vor.

Ins Scherzhafte gewendet erscheint sie bei Albert Lortzing in seiner Oper »Der Wildschütz oder Die Stimme der Natur« (1842). Am Schluss des 3. Aktes erkennen sich die beiden Liebespaare als Geschwister und singen im Quartett: »Sie hat mich nicht getäuscht, die Stimme der Natur.«

Der Stoff, aus dem die Träume sind

Johannes Mario Simmel

Der Titel von Johannes Mario Simmels Roman geht auf ein Zitat aus Shakespeares Komödie »The Tempest« (»Der Sturm«) zurück.

Darin sagt der Zauberer Prospero zu Ferdinand, dem Bräutigam seiner Tochter Miranda, im Rückblick auf sein Zauberspiel, dass ebenso wie dieses der ganze Erdball sich

auflösen und spurlos verschwinden werde: *We are such stuff / As dreams are made on, and our little life / Is rounded with a sleep* (»Wir sind solcher Stoff, aus dem Träume gemacht sind, und unser kleines Leben umgibt ein Schlaf«).

Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) verwendet das Zitat in Anlehnung an die schlegelsche Übersetzung der Komödie (»Wir sind solcher Zeug, / Wie der zu Träumen«) in der Anfangszeile seines Gedichts »Terzinen«: (1894) »Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen.«

Störe meine Kreise nicht!

Archimedes

Der Ausruf wird dem griechischen Naturwissenschaftler und Mathematiker Archimedes zugeschrieben, der bei der Eroberung von Syrakus während des 2. Punischen Krieges von römischen Soldaten, die in sein Haus eindrangen, getötet wurde.

Mit dem Ausruf: *Noli turbare circulos meos* (deutsch: »Zerstöre meine Kreise nicht«) wollte der von seiner Arbeit ganz Absorbierte verhindern, dass von ihm auf den Boden gezeichnete mathematische Figuren zerstört würden.

Man verwendet das Zitat, um auszudrücken, dass man bei seiner Tätigkeit oder auch in seinem persönlichen Bereich nicht gestört werden möchte.

Die Stützen der Gesellschaft

Henrik Ibsen

Der norwegische Dichter Henrik Ibsen schuf mit dem Schauspiel, das diesen Titel trägt, die neue Gattung des »Gesellschaftsstücks«.

In ihm enthüllt er mit radikaler Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen die bis dahin verdeckte Brüchigkeit der Moral und der durch sie bestimmten zwischenmenschlichen Beziehungen. Diejenigen, die in dem Stück wegen ihrer vermeintlichen moralischen Integrität und ihrer zur Schau getragenen Sorge für das Wohlergehen der

Gesellschaft als »Stützen der Gesellschaft« gelten, erweisen sich als korrupte Heuchler.

Der Titel des Stückes wurde zu einem ironischen Ausdruck zur Kennzeichnung von Politikern, Wirtschaftsführern oder ähnlichen Personen, an deren Glaubwürdigkeit und Integrität gezweifelt wird.

Suchet, so werdet ihr finden!

Die Bibel, Neues Testament

Dieser Aufruf Jesu steht in der Mitte seiner dreifachen Aufforderung, sich im Gebet vertrauensvoll an Gott zu wenden, und findet sich in dieser Form beim Evangelisten Matthäus.

Auf diese Stelle im Neuen Testament deutet bereits eine Parallelstelle im Alten Testament beim Propheten Jeremia voraus: »Ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden, denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich finden lassen, spricht der Herr.«

Am häufigsten wird aus dem Textabschnitt »suchet, so werdet ihr finden« zitiert, um auszudrücken, dass man schließlich etwas gefunden oder wiedergefunden hat.

In diesem Sinne, aber ebenso als ablehnenden Kommentar zu jemandes unnötiger, als zu kleinlich empfundener Kritik gebraucht man außerdem die Redensart: »Wer sucht, der findet«, die in Matthäus 7, 8 entsprechend formuliert ist: »Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.«

Sündenbock

Die Bibel, Altes Testament

Der umgangssprachliche Ausdruck leitet sich zusammen mit der emotionalen Redewendung »jemanden in die Wüste schicken« aus dem Alten Testament her (3. Moses 16):

»Da soll Aaron seine beiden Hände auf sein Haupt legen und bekennen auf ihn alle Missetat der Kinder Israel und alle ihre Übertretung in allen ihren Sünden, und soll sie dem Bock auf das Haupt legen und ihn durch einen Mann, der

bereit ist, in die Wüste laufen lassen, dass also der Bock alle ihre Missetat auf sich in eine Wildnis trage; und er lasse ihn in die Wüste.«

Danach spricht man von einem »Sündenbock« in Bezug auf jemanden, auf den eine Schuld abgewälzt wird, den man für etwas verantwortlich macht, an dem er unschuldig ist.

Wenn man jemanden, mit dem man unzufrieden ist, loswerden will, so »schickt man ihn in die Wüste«.

Die Szene wird zum Tribunal

Friedrich Schiller

Dieses Zitat stammt aus der letzten Strophe der Ballade »Die Kraniche des Ibykus« (1797) von Schiller.

Die Zeile beschreibt die Situation, in der sich die beiden Mörder des Dichters Ibykus befinden, als plötzlich im weiten Rund des Theaters in Korinth, wo man zu den »Isthmischen Spielen« zusammengekommen ist, allen klar wird, wer den Dichter in Poseidons Fichtenhain überfallen und umgebracht hat.

Das Gedicht endet mit den Worten: »Die Szene wird zum Tribunal, / Und es gestehn die Bösewichter, / Getroffen von der Rache Strahl.«

Die erste dieser Zeilen wird zitiert, wenn sich jemand unversehens vielerlei Vorwürfen, heftiger Kritik von allen Seiten ausgesetzt sieht.

T

Tabula rasa

Albertus Magnus

Die lateinische Form des bereits in der griechischen Antike mehrfach belegten Ausdrucks mit der Bedeutung »unbeschriebenes Blatt« (wörtlich: »glatt geschabte [Wachs]tafel«) lässt sich zuerst im Mittelalter nachweisen, und zwar in der Schrift »Über die Seele« des Theologen, Philosophen und Naturforschers Albertus Magnus.

Auch sein berühmter Schüler Thomas von Aquin (um 1225–1274) hat den Ausdruck verwendet (mit deutlichem Bezug auf Aristoteles; vergleiche dazu den Artikel »Ein unbeschriebenes Blatt«).

Neben der oben angeführten Bedeutung hat sich in der Redewendung »Tabula rasa machen« eine zweite entwickelt. Man gebraucht diese Wendung im Sinne von »reinen Tisch machen, klare Verhältnisse schaffen«.

Tantalusqualen

Aus Mythen und Märchen

Der Ausdruck geht auf die griechische Mythologie zurück.

Tantalus, ein Sohn des Zeus und mächtiger König von Phrygien, hatte die Götter an seine Tafel geladen und, um ihre Allwissenheit zu prüfen, ihnen das Fleisch seines von ihm getöteten Sohnes Pelops als Speise vorgesetzt.

Die Götter bestraften ihn damit, dass er ewige Qualen von Hunger und Durst leiden musste. In einem See stehend, erreicht er nicht das Wasser zum Trinken, und die über seinem Haupt hängenden Früchte weht der Wind aus seiner Reichweite, sobald er nach ihnen greifen will.

Man spricht scherzhaft und übertreibend von Tantalusqualen, wenn man etwas Ersehntes in greifbarer Nähe sieht, ohne es doch erreichen zu können.

Ein Tanz auf dem Vulkan

Narcisse Achille Salvandy

Die Redewendung mit der Bedeutung »ausgelassene Lustigkeit in einer gefahrvollen Zeit oder Situation« ist französischen Ursprungs.

Nach eigener Aussage hat der französische Gesandte Graf Narcisse Achille Salvandy auf einem Fest, das der Herzog von Orléans am 31. 5. 1830 zu Ehren des Königs von Neapel gab, geäußert: *Nous dansons sur un volcan* (»Wir tanzen auf einem Vulkan«). Man deutete dies als eine Vorahnung der sogenannten Julirevolution von 1830.

Ein im Paris des Jahres 1830 spielender deutscher Film mit Gustaf Gründgens in der Hauptrolle, gedreht 1938, trägt den Titel »Tanz auf dem Vulkan«.

Tausendundeine Nacht

Aus Mythen und Märchen

»Tausendundeine Nacht«, arabisch »Alf Laila Wa Laila« (wörtlich: »Tausend Nächte und eine Nacht«), heißt eine berühmte arabische Märchensammlung. Sie umfasst mehr als 300 Geschichten verschiedener Art, die von einer Rahmenhandlung zusammengehalten werden und die aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern des Orients stammen.

Seit dem 14. Jahrhundert waren Teile des Werks in Italien bekannt, im 18. Jahrhundert entstand eine französische Übersetzung, der erst im 19. Jahrhundert eine deutsche Übersetzung folgte.

Wenn man von »Tausendundeiner Nacht« oder einem »Märchen aus Tausendundeiner Nacht« spricht, spielt man auf das Fantastische, ganz Unalltägliche oder Märchenhafte eines Vorgangs an.

Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft

Johann Wolfgang von Goethe

Diese Antwort gibt Mephisto auf die Frage Fausts (Goethe, »Faust I«, Studierzimmerszene): »Nun gut, wer bist du denn?« Faust nennt die Antwort ein »Rätselwort«.

Das Zitat bringt die Dialektik von Gut und Böse zum Ausdruck. Es drückt aus, dass auch etwas, was in böser Absicht geschieht, in etwas Gutes umschlagen oder eine gute Seite haben kann.

Tempi passati!

Joseph II.

Das Zitat bedeutet so viel wie »das sind vergangene Zeiten« oder »die Zeiten sind vorbei« und kann sowohl Bedauern als auch Erleichterung ausdrücken.

Mit diesen Worten soll Kaiser Joseph II. von Österreich ein Gemälde des italienischen Malers Federigo Zuccaro kommentiert haben, das er im Dogenpalast in Venedig sah. Auf dem Bild war Kaiser Friedrich Barbarossa vor dem Papst auf den Knien liegend dargestellt.

Den Teufel mit Beelzebub austreiben

Die Bibel, Neues Testament

Die Redewendung mit der Bedeutung »ein Übel durch ein schlimmeres bekämpfen« geht auf eine Stelle des Neuen Testaments zurück.

Im Matthäusevangelium wird davon berichtet, dass Jesus einen Besessenen heilt. Die Pharisäer sagten dazu: »Er treibt die Teufel nicht anders aus denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten.« Sie meinten damit, dass sich Jesus der Macht des Bösen bediene.

The same procedure as every year

Aus Film und Fernsehen

Diese Anweisung (deutsch: »Dieselbe Prozedur wie jedes Jahr«) taucht in dem 1963 für den NDR produzierten Fernsehsketch »Dinner for one« des englischen Komikers Freddy Frinton wiederholt auf.

Die alte Miss Sophie feiert ihren 90. Geburtstag, alleine am Tisch sitzend, nach demselben Ritual wie jedes Jahr. So ist für vier längst verstorbene Gäste der Tisch gedeckt. Der Butler James schlüpft jeweils in die Rolle des Gastes, dem Miss Sophie zutrinkt, was zur Folge hat, dass er immer betrunkener wird. So fragt er schließlich lallend vor jedem neuen Glas, das er trinken muss: *The same procedure as last year, Miss Sophie?*, worauf sie mit Bestimmtheit antwortet: *The same procedure as every year, James!*

Der Sketch wird seit Jahren regelmäßig am Silvesterabend in verschiedenen dritten Programmen des deutschen Fernsehens gesendet.

Man verwendet das Zitat scherzhaft oder ironisch, um etwas zu kommentieren, was immer in der gleichen Weise abläuft.

Thespiskarren

Horaz

Die bildungssprachliche Bezeichnung für ein Tourneetheater geht auf eine Bemerkung zurück, die der römische Dichter Horaz in seiner »Ars poetica« in Bezug auf Thespis, den ältesten bekannten Tragödiendichter der Griechen, gemacht hat.

Dieser soll nach Horaz mit einem Wagen umhergezogen sein.

Der Tod ist ein Meister aus Deutschland

Paul Celan

In seinem berühmten Gedicht »Todesfuge« erhebt der Lyriker Paul Celan Klage über die unmenschliche Verfolgung und die grausame Tötung der Juden im Deutschland des Nationalsozialismus, die sich im Verlauf des Gedichts immer mehr zur Anklage verdichtet.

In kanonartig, wie Themen einer Fuge nacheinander gesetzten Bildern, Motiven, Andeutungen von Vorgängen, die auftauchen, verschwinden, wieder aufgegriffen, leicht variiert und miteinander verknüpft werden, entsteht ein eigen-

tümliches Geflecht von Aussagen, die das grausame Geschehen zunächst erahnen und dann in der eindrucksvollsten Weise deutlich werden lassen.

Erst im letzten Drittel des Gedichts taucht diese unverhüllte, mehrmals wiederholte Aussage »der Tod ist ein Meister aus Deutschland« auf, die nun den Verursacher, den Schuldigen nennt und anklagt.

Eine 1990 ausgestrahlte mehrteilige Fernsehdokumentation der Journalistin Lea Rosh und des Historikers Eberhard Jäckel über die Judenverfolgung zur Zeit des Nationalsozialismus trug den Titel: »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«.

Tohuwabohu

Die Bibel, Altes Testament

Dieser Ausdruck, mit dem man einen großen Wirrwarr, ein völliges Durcheinander und Chaos bezeichnet, geht auf die Bibel zurück.

Am Anfang des Schöpfungsberichtes (1. Moses) heißt es: »Und die Erde war wüst und leer.« Der hebräische Ausdruck für »wüst und leer« lautet *tohû wạ vohû* (eigentlich: Wüste und Öde).

Das Wort Tohuwabohu wurde also aus dem hebräischen Urtext dieser Bibelstelle übernommen.

Die Trägheit des Herzens

Jakob Wassermann

Diese poetische Umschreibung für die Gleichgültigkeit eines Menschen gegenüber seinen Mitmenschen, für den Mangel an Mitgefühl oder Anteilnahme gehört zum Titel eines Romans des deutschen Schriftstellers Jakob Wassermann.

Der Titel des 1909 erschienenen Romans lautet vollständig: »Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens«.

Wassermann, einer der meistgelesenen Autoren Deutschlands der 1920er- und 1930er-Jahre, hat damals mit diesem Roman die Forschungen über die Herkunft des Findlings Kaspar Hauser, eines etwa sechzehnjährigen Jun-

gen, der im Jahre 1828 plötzlich in Nürnberg aufgetaucht war, neu belebt und die Fantasien, die sich bis zum heutigen Tag um diese Gestalt ranken, angeregt.

Mit großer Anteilnahme schildert er die Geschichte des unbekannten (1833 von einem nie entdeckten Täter ermordeten) Jungen, dessen Schicksal in der kurzen Zeitspanne seiner bekannten Existenz von der Lieblosigkeit und dem Egoismus der ihn umgebenden Menschen bestimmt wurde und der an der in Selbstgerechtigkeit erstarrten Umwelt, an der »Trägheit des Herzens« seiner Mitmenschen zugrunde ging.

Die Trauben hängen zu hoch

Jean de La Fontaine

Diese Redensart ist auch in der Form »Die Trauben sind zu sauer« gebräuchlich.

Man wendet sie auf jemanden an, der so tut, als wollte er etwas eigentlich sehr Begehrenswertes gar nicht haben, nur um nicht zugeben zu müssen, dass er gar nicht in der Lage ist, es zu erreichen.

Zugrunde liegt der Redensart die Fabel »Der Fuchs und die Trauben« (1755). Darin wird von einem Fuchs erzählt, der sich Trauben holen will und der sich, als er merkt, dass sie für ihn zu hoch hängen, mit der Bemerkung davonmacht, die Trauben seien ja noch unreif und gar nicht süß.

Die Fabel, die durch den französischen Dichter Jean de La Fontaine bekannt wurde (französischer Titel »Le renard et les raisins«), gehört zu den »Äsopischen Fabeln«. Dies sind Tierfabeln, die dem legendären griechischen Fabeldichter Äsop zugeschrieben werden, der angeblich um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebte.

Treppenwitz der Weltgeschichte

Lewis Hertslet

Mit diesem Ausdruck kennzeichnet man eine ziemlich absurd oder bizarr wirkende Begebenheit, die zu einem sie begleitenden historisch bedeutsamen Vorgang in keinem an-

gemessenen Verhältnis steht, ihn aber gelegentlich in nicht unerheblichem Maß beeinflusst.

Dem Ausdruck liegt der Titel »Der Treppenwitz der Weltgeschichte« eines 1882 erschienenen, damals noch häufig aufgelegten Buches von William Lewis Hertslet zugrunde, in welchem der Autor »geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen« (so der Untertitel) zusammengestellt hat.

Das Wort »Treppenwitz« geht zurück auf Französisch *esprit d'escalier,* ein Ausdruck, der eine versäumte Gelegenheit bezeichnet, einen Einfall, der einem zu spät kommt, gewissermaßen wenn man nach einem Besuch oder Ähnlichem schon wieder auf der Treppe ist.

Ein treuer Diener seines Herrn

Franz Grillparzer

Dieser Titel eines historischen Dramas von Franz Grillparzer bezieht sich auf die Hauptfigur des Stücks, den Paladin Bancbanus, der seinem König, Andreas von Ungarn, treu ergeben war.

Heute bezeichnet man jemanden ironisch als »treuen Diener seines Herrn«, den man als unterwürfigen Untergebenen charakterisieren will, der unkritisch alles tut, was ihm von seinem Vorgesetzten aufgetragen wird.

Trojanisches Pferd

→ Danaergeschenk.



Übermensch

Friedrich Nietzsche

Dieser Begriff – obgleich schon sehr viel früher existierend – wurde durch den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche zu einem Schlagwort.

Der »Übermensch« als ein den Durchschnittsmenschen weit überragender Menschentypus erscheint in Nietzsches Schrift »Also sprach Zarathustra« aus dem Jahr 1883/85. Nietzsche postuliert darin, dass der Mensch etwas sei, »das überwunden werden soll«.

Der irische Dramatiker George Bernard Shaw (1856–1950) hat das Thema des Übermenschen in einem Stück mit dem Titel »Man and Superman« (deutsch: »Mensch und Übermensch«) behandelt.

Der »Superman« als Comicfigur stellt schließlich eine ins Triviale abgewandelte Form des Übermenschen dar.

Im heutigen Sprachgebrauch verwendet man das Wort häufiger in leicht abschätzigem Sinn, wenn man beispielsweise angesichts eines unzumutbaren Ansinnens von sich sagt, man sei doch kein Übermensch.

Ubi bene, ibi patria

Cicero

Der lateinische Vers (deutsch: »Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland«) ist nach einer Stelle aus Marcus Tullius Ciceros »Gesprächen in Tusculum« gebildet: *Patria est, ubicumque est bene.*

Cicero übernahm das Zitat aus dem Drama »Teucer« des römischen Tragikers Marcus Pacuvius (220 bis um 130 v. Chr.). Letztlich geht die sprichwörtliche Redensart auf den griechischen Komödiendichter Aristophanes zurück. In »Plutos« bittet der Götterbote Hermes die reich geworde-

nen Armen, die nun nicht mehr den Göttern opfern, um Aufnahme und benutzt dabei die Sentenz als Argument.

Der heute kaum noch bekannte Dichter Friedrich Hückstädt (1781–1823) gab einem kosmopolitischen Gedicht den Titel »Ubi bene, ibi patria« und ließ darin auch jede Strophe mit dieser Zeile enden.

Die üblichen Verdächtigen

Aus Film und Fernsehen

Mit dem Befehl »Verhaften Sie die üblichen Verdächtigen« reagiert Polizeichef Louis Renault in dem Film »Casablanca« routinemäßig auf Verbrechen, deren Aufklärung ihm nicht unbedingt am Herzen liegt.

Auf dieses Zitat spielt der Titel des 1995 gedrehten amerikanischen Kriminalfilms »Die üblichen Verdächtigen« (im Original: *The usual suspects*) an, den Brian Singer mit Kevin Spacey in einer der Hauptrollen inszenierte.

Die Fügung ist heute im Deutschen gebräuchlich geworden, um ganz allgemein und eher scherzhaft eine Personengruppe zu bezeichnen, die in irgendeiner Weise vorhersehbar an etwas beteiligt ist.

Ultima Ratio

Pedro Calderón de la Barca

Der lateinische Ausdruck hat die Bedeutung von »letztes, äußerstes Mittel«. Er wurde oft für militärische Auseinandersetzungen nach ergebnislosen Verhandlungen verwendet.

Die Wendung *Ultima ratio regum* – »letztes Mittel der Könige« – geht auf den spanischen Dichter Calderón de la Barca zurück. In seinem Drama »In diesem Leben ist alles wahr und alles Lüge« (vor 1644) ist von Pulver und Blei als *Ultima razon de reyes* die Rede.

Im 17. Jahrhundert war die Wendung eine häufige Inschrift auf französischen Kanonen. In Preußen verwendete man sie in der abgewandelten Form *Ultima ratio regis* seit 1742.

Um des Kaisers Bart streiten

Emanuel Geibel

Diese Redewendung wird gebraucht, um auszudrücken, dass sich jemand um Dinge streitet, die des Streitens nicht wert sind, die sich vielleicht auch gar nicht entscheiden lassen.

Des »Kaisers Bart« ist vermutlich entstellt und umgedeutet aus »Geißenhaar« (= Ziegenhaar), was an die lateinische Wendung *de lana caprina rixari* (»um Ziegenwolle [also eigentlich um nichts] streiten«) denken lässt.

Die Wendung wurde dann auf die Streitereien von Gelehrten bezogen, in denen es darum ging, ob bestimmte deutsche Kaiser einen Bart getragen hätten.

Vor diesem Hintergrund ist auch das Gedicht Emanuel Geibels »Von des Kaisers Bart« entstanden, in dem drei Burschen im Wirtshaus darüber in Streit geraten, welche Farbe der Bart des Kaisers Rotbart habe. Da der eine den Kaiser mit einem braunen, der zweite ihn mit einem schwarzen und der dritte ihn mit einem weißen Kinnschmuck gesehen haben will, wird heftig gezankt, schließlich zieht man sogar die Degen, und am Ende geht man im Zorn auseinander.

Das Gedicht endet mit der Ermahnung: »Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine, / Nicht um des Kaisers Bart!«

Ein unbeschriebenes Blatt

Aristoteles

Der Ausdruck findet sich schon bei den verschiedensten Schriftstellern der Antike und des Mittelalters. Zunächst war jedoch nicht von einem »unbeschriebenen Blatt«, sondern von einer »unbeschriebenen Tafel« die Rede. Gemeint war eine Wachstafel, auf der durch Einritzen mit einem Stift etwas schriftlich festgehalten werden konnte.

Die Seele des Menschen in ihrem ursprünglichen Zustand wurde mit einer solchen noch unbeschriebenen Tafel verglichen, so bei Aristoteles in seiner Schrift »Über die Seele«. Hier findet man die Erläuterung: »Man muss sich

das vorstellen wie bei einer Tafel, auf der noch nichts wirklich geschrieben steht.« Plutarch soll das Bild der »unbeschriebenen Tafel« durch das eines »unbeschriebenen Blattes« ersetzt haben.

Man bezeichnet mit dem Ausdruck einen noch unerfahrenen Menschen oder jemanden, der noch unbekannt ist, von dem man nicht viel weiß.

Und das hat mit ihrem Singen die Loreley getan

Heinrich Heine

Das Zitat, mit dem man scherzhaft oder ironisch auf die männliche Verführbarkeit anspielt, ist der Schluss des zweiten Gedichts im Abschnitt »Die Heimkehr« aus Heinrich Heines »Buch der Lieder« (1824–26).

Das Gedicht beginnt mit den bekannten Versen »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Dass ich so traurig bin; / Ein Märchen aus alten Zeiten, / Das kommt mir nicht aus dem Sinn.«

Die Verse, die sich auf das Märchen von der Loreley beziehen, sind durch Friedrich Silchers Vertonung (1838) volkstümlich geworden. Clemens von Brentano hatte in seiner Ballade »Lore Lay« (1799) die rheinische Sagengestalt erfunden, die vom Rheinfelsen aus die Schiffer ins Verderben lockt.

Und der Haifisch, der hat Zähne

Bertolt Brecht

So beginnt die »Moritat von Mackie Messer« aus der 1928 uraufgeführten »Dreigroschenoper« von Bertolt Brecht, Musik von Kurt Weill.

Es ist der Eröffnungssong, und so klingt gleich mit den ersten Worten der Oper im Bild vom Haifisch eines der Hauptthemen des ganzen Werks an, nämlich das der skrupellosen Geschäftemacherei und Machtausübung. In diesem thematischen Zusammenhang wird das Zitat gelegentlich verwendet.

Und die Moral von der Geschicht

Wilhelm Busch

Allzu wild gebärden sich die Brüder Franz und Fritz beim gemeinsamen Bad in der Wanne in der Bildergeschichte »Das Bad am Samstagabend« von Wilhelm Busch. Schließlich kippt die Wanne samt Wasser und Kindern um, sodass dem zu spät herbeieilenden Kindermädchen, der »alten, braven Lene«, nur die Erkenntnis bleibt: »Und die Moral von der Geschicht: / Bad zwei in einer Wanne nicht!«

Die erste Hälfte dieses Schlussverses wird häufig zitiert, wenn man – oftmals mit Schadenfreude – auf die Lehre hinweisen will, die jemand aus etwas ziehen musste.

Und sie bewegt sich doch!

Galileo Galilei

Der italienische Mathematiker, Philosoph und Physiker Galileo Galilei hatte 1632 ein Werk veröffentlicht, in dem er sich für die kopernikanische Lehre aussprach, die die Sonne und nicht die Erde als Mittelpunkt der Welt ansah. Das Buch wurde auf kirchlichen Befehl eingezogen, Galilei vor die Inquisition zitiert.

Am 22. Juni 1633 schwor er seinem »Irrtum« ab. Legende ist aber der Ausspruch »Und sie (= die Erde) bewegt sich doch!« (italienisch: *Eppur si muove!*), von dem in einer französischen Quelle des 18. Jahrhunderts berichtet wird.

Zitiert wird das Wort, wenn nachdrücklich festgestellt werden soll, dass etwas in Wirklichkeit in völligem Gegensatz zu dem steht, was als Norm zu gelten hat und aus Opportunitätsgründen von manchen »nachgebetet« wird.

In eher scherzhafter Ausdrucksweise kann das Zitat auch die Beobachtung kommentieren, dass jemand oder eine Institution überraschenderweise aktiv wird, einen bisher unnachgiebig vertretenen Standpunkt aufgibt.

Und so kommt zum guten Ende alles unter einen Hut

Bertolt Brecht

Dieser Vers ist der Anfang der ersten von drei Strophen, die Bertolt Brecht 1930 dem Drehbuch für die Filmfassung seiner »Dreigroschenoper« hinzufügte.

Im »Dreigroschenfilm« erkennen Polizeichef Brown, der Bettlerkönig Peachum und der zum Bankier avancierte Macheath ihren gemeinsamen Feind – die aufgewiegelte Masse, die soziale Gerechtigkeit fordert und damit die einträglichen Geschäfte der drei gefährdet – und kommen ganz schnell »unter einen Hut«.

Wie es auch heute noch zu so manchem überraschenden guten Ende kommen kann, erklären die letzten Verse der ersten Strophe: »Ist das nötige Geld vorhanden, / Ist das Ende meistens gut.«

Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum will er was zu essen, bitte sehr!

Bertolt Brecht

Die beiden Verse stehen am Anfang des »Einheitsfrontlied« überschriebenen Gedichts von Bertolt Brecht, das zu den so genannten »Svendborger Gedichten« aus dem Jahr 1939 gehört.

In scherzhafter Weise kann man mit dem Zitat zum Ausdruck bringen, dass man hungrig ist. Eine ernsthaftere Verwendung, bei der auch nur die erste der beiden Zeilen zitiert werden kann, weist mahnend auf die Grundbedürfnisse des Menschen hin, deren Befriedigung ihm nicht verweigert werden darf.

Und wenn die Welt voll Teufel wär

Martin Luther

So beginnt die dritte Strophe von Martin Luthers bekanntem Kirchenlied »Ein feste Burg ist unser Gott«: »Und wenn die Welt voll Teufel wär / und wollt uns gar verschlingen, / so fürchten wir uns nicht so sehr, – / es soll uns doch gelingen.«

Das wohl vor 1529 geschriebene Lied, als Ausdruck unerschütterlicher Glaubensgewissheit, wird besonders am Reformationsfest gesungen.

Das Zitat betont die Unerschrockenheit, mit der man sich einer schwierigen Situation zu stellen bereit ist.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute

Brüder Grimm

Diese Worte gelten als die klassische Schlussformel von Märchen.

Sie findet sich zum Beispiel im »Fundevogel« in der grimmschen Märchensammlung. Von den glücklich der Hexe entronnenen Kindern heißt es dort: »Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.«

Die Formel zitiert man zum Beispiel, um scherzhaft oder sarkastisch darauf hinzuweisen, dass man etwas gerade Gehörtes oder Gelesenes für äußerst unwahrscheinlich oder für frei erfunden hält.

Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins

Milan Kundera

Bei dieser Formulierung handelt es sich um den deutschen Titel (1984) eines Liebesromans des tschechischen Schriftstellers Milan Kundera. Das Buch erschien 1984 zuerst auf Französisch – *L'insoutenable légèreté de l'être* –, 1985 auch auf Tschechisch – *Nesnesitelná lehkost bytí.*

Unerträglich ist die Leichtigkeit des menschlichen Seins, weil ein Menschenleben kein Gewicht hat und wie Staub verfliegt. Der Roman erlangte zusätzliche Popularität durch den gleichnamigen Film – im amerikanischen Original *The Unbearable Lightness of Being* – von Philip Kaufman aus dem Jahr 1987.

Bei der Verwendung des Zitats bleibt das Moment des Unerträglichen eher außer Acht; im Vordergrund steht die leichte Lebensart.

Die Unfähigkeit zu trauern

Margarete Mitscherlich

Die Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich veröffentlichten 1967 eine Sammlung gesellschaftsanalytischer Arbeiten unter dem Titel »Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen des kollektiven Verhaltens«.

Sie setzen sich darin mit dem Befund auseinander, dass ein Teil der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg die Verbrechen des Nationalsozialismus verdrängt hat, sich mit dem Unrecht aus der jüngsten Vergangenheit nicht auseinander setzen wollte.

Das Zitat wird heute meist in vergleichbaren Zusammenhängen verwendet, es konstatiert fehlendes Unrechtsbewusstsein, falsche Vergangenheitsbewältigung.

Ungeschriebenes Gesetz

Solon

Etwas Verbindliches, als Richtschnur Geltendes, was sich eingebürgert hat, ohne dass es je schriftlich fixiert wurde, bezeichnet man allgemein als »ungeschriebenes Gesetz«.

Der Ausdruck kommt zum ersten Mal in einem der Gesetze des athenischen Staatsmannes und Dichters Solon vor. Der Begriff wurde von den Griechen in der Antike oft angeführt, so bei Platon, Thukydides (ca. 460–396 v. Chr.) und Aristoteles.

Ein Unglück kommt selten allein

Die Bibel, Altes Testament

Die Beobachtung, die diese sprichwörtliche Redensart zum Ausdruck bringt, dass Unglück oft in vielerlei Gestalt gleichzeitig über einen Menschen kommt, findet man in ähnlicher Form im Alten Testament ausgesprochen.

So heißt es beim Propheten Hesekiel: »So spricht der Herr: Siehe, es kommt ein Unglück über das andere!«

Man verwendet die Redensart auch in scherzhaft abgewandelter Form, indem man für das Wort Unglück ein anderes beziehungsreiches Wort einsetzt.

Unglücklich das Land, das Helden nötig hat!

Bertolt Brecht

Dieser Satz stammt aus Bertolt Brechts Theaterstück »Leben des Galilei«.

Nachdem sich Galilei der Inquisition gebeugt und seine Antithese zum aristotelischen Weltbild widerrufen hat, kann sein Schüler Andrea Sarti seine Erschütterung nicht verbergen und sagt: »Unglücklich das Land, das keine Helden hat!« Dem hält Galilei seine Überzeugung entgegen: »Nein. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.«

Mit dem Zitat wird zum Ausdruck gebracht, dass die Menschen in einem freiheitlichen und demokratischen Land nicht auf das Heldentum Einzelner angewiesen sind, um ihre Probleme zu lösen.

Es kann aber auch im Hinblick darauf verwendet werden, dass unfreie, totalitäre Staaten häufig einen übertriebenen Heldenkult betreiben.

Unser Sommer ist nur ein grün angestrichener Winter

Heinrich Heine

Besonders wenn ein Sommer zu regenreich oder zu sonnenarm ausgefallen ist, wird dieser Ausspruch immer wieder zitiert. Er stammt von Heinrich Heine.

Im dritten Teil der »Reisebilder« schildert Heine eine Szene auf dem Marktplatz von Trient, wo er angesichts der Fülle südlicher Früchte im Gespräch mit einer Marktfrau diese Bemerkung macht und hinzufügt: »... sogar die Sonne muss bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem gelben Flanellsonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie sehen verdrießlich und grün aus ...«



Vater werden ist nicht schwer

Wilhelm Busch

Diese Feststellung trifft Wilhelm Busch im dritten Teil der »Knopp-Trilogie« mit der Überschrift »Julchen« (1877). Der »Vorbemerk« dieses Teils beginnt mit den Versen: »Vater werden ist nicht schwer, / Vater sein dagegen sehr.«

Beide Verse werden – zusammen oder auch jeder einzelne für sich – häufig scherzhaft, spottend oder auch ironisch gebraucht, um die Situation eines frisch gebackenen oder eines leidgeprüften Vaters zu kommentieren.

Vaterlandslose Gesellen

Wilhelm II.

Die abwertende Bezeichnung »vaterlandslose Gesellen« für die Sozialdemokraten wurde im wilhelminischen Kaiserreich geprägt.

Sie wird oft Kaiser Wilhelm II. selbst zugeschrieben und bezieht sich wahrscheinlich auf den Satz »Die Arbeiter haben kein Vaterland« aus dem 2. Kapitel, »Proletarier und Kommunisten«, des 1848 von Karl Marx und Friedrich Engels verfassten »Manifests der Kommunistischen Partei«.

Es heißt dort: »Den Kommunisten ist ferner vorgeworfen worden, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen. – Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben.«

In seinem 1927 erschienenen Roman »Der Steppenwolf« hat Hermann Hesse den Begriff mehrfach verwendet, und der Schriftsteller Adam Scharrer (1889–1948) machte ihn 1930 zum Titel eines Romans.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig

Friedrich Schiller

Diese Überzeugung, auf der Organisationen oder Zusammenschlüsse basieren, spricht in Schillers Schauspiel »Wil-

helm Tell« (1804) Werner Stauffacher, Vertreter des Kantons Schwyz, aus, als er sich Gedanken über die Erhebung der Schweizer gegen den tyrannischen Reichsvogt macht.

Wilhelm Tell aus Uri setzt dagegen seine Meinung »Der Starke ist am mächtigsten allein«, weil er glaubt, sich mit dieser Einstellung seine Freiheit des Handelns am besten erhalten zu können.

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!

Lenin

Dieser Satz (auch mit der Variante »Vorsicht ist besser«) wird häufig dem russisch-sowjetischen Politiker Wladimir I. Lenin zugeschrieben, obwohl er in dieser Form in keiner seiner Reden und Schriften belegt ist. Allerdings benutzte Lenin sehr häufig das russische Sprichwort *Dowerjai, no prowerjai* (»Vertraue, aber prüfe nach«).

Es ist anzunehmen, dass dieses Sprichwort in Übersetzungen seiner Texte gelegentlich abgewandelt (russisch »prowerit« kann auch mit »kontrollieren« wiedergegeben werden) und dann die neue Formulierung als leninsche Prägung angesehen wurde.

Viel Lärm um nichts

William Shakespeare

Dieser Titel einer Komödie von Shakespeare (englischer Originaltitel: *Much ado about nothing;* entstanden etwa 1598) wurde im Deutschen zu einer Redensart. Mit ihr kann man zum Ausdruck bringen, dass einer unbedeutenden Sache viel zu viel Beachtung geschenkt wurde und man sie völlig unbegründet aufgebauscht hat.

Bei der Komödie handelt es sich um ein Stück voller Intrigen, Verleumdungen und Verwechslungen, bei dem aber die Liebe der beiden im Mittelpunkt stehenden Paare am Ende triumphiert und die Wahrheit über Täuschung und Falschheit siegt.

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt

Die Bibel, Neues Testament

Im älteren Deutsch bedeutete »berufen« einfach »herbeirufen, zu etwas rufen«, und in diesem Sinne verwendet auch Luther das Wort in seiner Übersetzung des Gleichnisses vom Weinberg im Matthäusevangelium: »Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.«

Man zitiert das Bibelwort, wenn man zum Beispiel sagen will, dass aus einem größeren Personenkreis immer nur einige wenige für etwas Bestimmtes in besonderem Maße geeignet, befähigt oder begabt sind.

Dem Volk aufs Maul schauen

Martin Luther

Die Wendung hat die Bedeutung »beobachten, wie sich die einfachen Leute ausdrücken, und von ihnen lernen«.

Sie geht auf eine Stelle in Martin Luthers »Sendbrief vom Dolmetschen« zurück, in dem er die Sprache seiner Bibelübersetzung rechtfertigt: »... man muss die Mutter im Haus, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, dass man deutsch mit ihn' redet.«

Das Volk der Dichter und Denker

Johann Karl August Musäus

Urheber dieser oft zitierten Bezeichnung für die Deutschen ist wohl der Schriftsteller Johann Karl August Musäus, der in Weimar als Pagenhofmeister und Gymnasiallehrer tätig war.

In dem seine »Volksmärchen der Deutschen« einleitenden »Vorbericht an Herrn David Runkel, Denker und Küster ...« heißt es: »Was wäre das enthusiastische Volk unserer Denker, Dichter, Schweber, Seher ohne die glücklichen Einflüsse der Fantasie?«

Ohne nationalen Bezug verwendete Musäus die Zwillingsformel »Denker und Dichter« bereits in seinen »Physio-

gnomischen Reisen« (1779). Jean Paul (1763–1825) hat dann die heute geläufige Umstellung »Dichter und Denker« geprägt, allerdings ebenfalls ohne Bezug auf Deutschland.

Gelegentlich ist mit dieser Bezeichnung auch gemeint worden, dass die Einheit, der Zusammenhalt der Deutschen in einem politisch zersplitterten Deutschland nur in der Dichtung, in der Kultur besteht.

Der österreichische Schriftsteller Karl Kraus (1874–1936) bildete 1908 die Formel in seiner Zeitschrift »Die Fackel« um zum »Volk der Richter und Henker«.

Von der Gewalt, die alle Menschen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet

Brüder Grimm

Mit diesen sentenzhaften Versen schließt die 24. Strophe des 1789 veröffentlichten, Fragment gebliebenen Gedichts »Die Geheimnisse« von Goethe.

Kernpunkt der Aussage ist hier, wie auch in manchen anderen Sinnsprüchen, Sentenzen oder Sprichwörtern, der Hinweis auf die dem Menschen immer wieder gestellte schwierige Aufgabe der Selbstüberwindung, des Sieges über sich selbst, über seine eigenen Fehler und Schwächen und die von außen andringenden Anfechtungen.

Johann Wolfgang von Goethe

Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen

Das »Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen« der Brüder Grimm erzählt die Geschichte von einem jungen Burschen, dessen größter Wunsch es ist, »das Gruseln zu lernen«.

Nach einer ganzen Reihe von Abenteuern und Erlebnissen der schauerlichsten Art hat er zwar nicht das Fürchten gelernt, aber Reichtum und eine Königstochter, »die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien«, errungen. Das Gruseln aber lernt er erst, als seine Gemahlin nächtens einen Eimer voller Fische in kaltem Wasser über ihn schüt-

tet, und so kann er am Ende schließlich ausrufen: »Ach, was gruselt mir ..., liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist.«

Der Titel dieses humoristisch-grotesken Märchens wird bei unterschiedlichen Gelegenheiten immer wieder zitiert, beispielsweise, wenn von jemandes Entschluss zu einer absehbar riskanten Unternehmung die Rede ist oder von einem unerfreulichen, erschreckenden Erlebnis, das jemand hat, einer schlimmen Erfahrung, die jemand gemacht hat.

Verwendet hat den Märchentitel auch der Schriftsteller Günter Wallraff (* 1942)für das 1970 erschienene Buch »Von einem, der auszog und das Fürchten lernte«. Ein Sammelband des Autors Rainer Kirsch (* 1934) aus dem Jahr 1978 trägt den Titel: »Auszog, das Fürchten zu lernen«.

Von Pontius zu Pilatus laufen

Die Bibel, Neues Testament

Diese Redewendung wird häufig benutzt, um auszudrücken, dass man in einer bestimmten Angelegenheit viele Wege machen, von einer Stelle zur anderen gehen muss, damit man die gewünschte Auskunft oder das Gesuchte erhält.

Sie geht auf die Stelle im Lukasevangelium zurück, wo berichtet wird, wie Christus vom römischen Statthalter Pontius Pilatus zu König Herodes und von diesem wieder zu Pilatus geschickt wird.

Der Volksmund hat das eigentlich korrekte »Von Herodes zu Pontius Pilatus laufen« dann später alliterierend mit den Namensbestandteilen des römischen Prokurators umgestaltet.

Üblich ist auch die Wendung: »Von Pontius zu Pilatus geschickt werden.«

Den Vorhang zu und alle Fragen offen

Bertolt Brecht

Wenn ein Gespräch, eine Diskussion oder Ähnliches ohne eindeutiges Ergebnis bleibt oder sonst irgendwie unbefriedigend verläuft, dann steht gelegentlich dieses Zitat am Ende.

In anspruchsvollerem Rahmen wird es auch vollständiger zitiert und lautet dann: »Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen / Den Vorhang zu und alle Fragen offen.«

Es handelt sich dabei um zwei Zeilen aus dem Epilog zu dem Parabelstück »Der gute Mensch von Sezuan« (1943) von Bertolt Brecht. Die Heldin des Stücks, Shen Te, kann der Forderung der drei Götter, nämlich »gut zu sein und doch zu leben«, nicht entsprechen und bittet diese am Ende um ihre Hilfe. Die Götter aber verweigern jede verbindliche Antwort und entschwinden »lächelnd und winkend« auf einer rosa Wolke.

Das unbefriedigende Ende wird im Epilog kommentiert. Die Bühnenanweisung dazu heißt: »Vor den Vorhang tritt ein Spieler und wendet sich entschuldigend an das Publikum ...« Nachdem dieser Spieler dann konstatiert hat, dass »alle Fragen offen« sind, empfiehlt er dem Publikum, selbst nachzudenken und nach einer Lösung zu suchen. Der Epilog endet schließlich mit den Worten: »Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! / Es muss ein guter da sein, muss, muss, muss!«

Vorschusslorbeeren

Heinrich Heine

Ein im Voraus gespendetes, meist mit hohen Erwartungen verbundenes Lob wird oft mit diesem Ausdruck bezeichnet.

Er geht zurück auf eine Formulierung in einem Gedicht von Heinrich Heine mit dem Titel »Plateniden« (bezogen auf den Dichter August von Platen) aus dem 2. Buch der Lyriksammlung »Romanzero«.

In der 4. Strophe sagt Heine von Schiller, Goethe, Lessing und Wieland, den »wahren Prinzen aus Genieland«, sie »haben nie Kredit begehrt« und fügt dann in der 5. Strophe hinzu: »Wollten keine Ovationen / Von dem Publiko auf Pump, / Keine Vorschusslorbeerkronen, / Rühmten sich nicht keck und plump.«

W

Die Wahrheit ist immer konkret

Lenin

Dieser Satz über die Wahrheit in ihrem Bezug zur Wirklichkeit ist zusammen mit dem vorangehenden »Eine abstrakte Wahrheit gibt es nicht« ein Zitat aus Lenins Schrift von 1904: »Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück (Die Krise in unserer Partei)«.

Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen

Christoph Martin Wieland

Die Redewendung hat zweierlei Bedeutung. Man gebraucht sie einmal im Sinne von »etwas, was man sucht, nicht sehen, obwohl es in unmittelbarer Nähe liegt«, zum anderen in der Bedeutung »über zu vielen Einzelheiten das größere Ganze nicht erfassen«.

Sie ist durch Christoph Martin Wieland populär geworden, der sich in verschiedenen seiner Werke dieser Ausdrucksweise bediente. So zum Beispiel in seiner Versdichtung »Musarion«. Hier heißt es im 2. Buch: »Die Herren dieser Art blend’t oft zu vieles Licht; / Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.«

Ein Zeitgenosse Wielands, der österreichische Schriftsteller Johannes Aloys Blumauer (1755–1798), dichtete in seiner Äneis-Travestie »Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht, / Den Wald vor lauter Bäumen nicht.«

Ein wandelndes Konversationslexikon

E. T. A. Hoffmann

Die Bezeichnung für einen Menschen mit umfassenden Kenntnissen wurde durch den Dichter, Komponisten und Zeichner E. T. A. Hoffmann bekannt und populär.

In seinem Erzählzyklus »Die Serapionsbrüder« (1819) wird in der Novelle »Die Brautwahl« der Geheime Kanzleisekretär Tusmann »ein lebendiges Konversationslexikon«

genannt, »das man aufschlug, wenn es auf irgendeine historische oder wissenschaftliche Notiz ankam.«

Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah

Johann Wolfgang von Goethe

Diese Worte sagt man oftmals zu jemandem, der nicht einsehen will, dass die nähere Umgebung, die Heimat genauso schön sein kann wie Ziele in fernen Ländern. Auch demjenigen, der sich scheut, auf unmittelbare Lösungsmöglichkeiten für ein Problem zurückzugreifen, bloß weil diese vielleicht zu wenig spektakulär erscheinen, können sie scherzhaft-mahnend entgegengehalten werden.

Zugrunde liegen die – leicht umgestalteten – Anfangsverse von Goethes Vierzeiler »Erinnerung« (im Sinne von »Ermahnung«): »Willst du immer weiter schweifen? / Sieh, das Gute liegt so nah. / Lerne nur das Glück ergreifen, / Denn das Glück ist immer da.«

Was macht die Kunst?

Gotthold Ephraim Lessing

»Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?« So begrüßt Hettore Gonzaga, der Prinz von Guastalla, in Gotthold Ephraim Lessings Trauerspiel »Emilia Galotti« (1772) den Hofmaler Conti.

Das Stück hat diese Grußformel populär gemacht, mit der man sich heute in der Umgangssprache – meist scherzhaft – erkundigt, wie es jemandem bei seiner Arbeit ergeht.

Was mich nicht umbringt, macht mich stärker

Friedrich Nietzsche

Der erste Abschnitt von Friedrich Nietzsches »Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert« (1888) versammelt unter dem Titel »Sprüche und Pfeile« 44 aphoristische Gedankensplitter. Der achte dieser »Sprüche« lautet: »Aus der Kriegsschule des Lebens. – Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.«

Man zitiert den zweiten Teil als Ausdruck der Bereitschaft, etwas auszuhalten, eine Belastung oder schwere Probe auf sich zu nehmen.

Was nicht verboten ist, ist erlaubt

Friedrich Schiller

Diese etwas kühne Behauptung hat sicher schon vielen, denen eine unscharfe Grenzziehung zwischen rechtmäßigem und unrechtmäßigem Handeln mindestens zeitweise opportun erschienen ist, zur Rechtfertigung gewisser Handlungsweisen gedient oder ist ihnen überhaupt zum Wahlspruch geworden.

Sie stammt aus Schillers Trilogie »Wallenstein«.

In »Wallensteins Lager« (1798) macht der erste Jäger diese leichtfertige Äußerung in einem Zusammenhang, in dem er seine Auffassung über das richtige Verhalten des Soldaten kundtut: »Da gibts nur ein Vergehn und Verbrechen: / Der Order fürwitzig widersprechen! / Was nicht verboten ist, ist erlaubt; / Da fragt niemand, was einer glaubt.«

Was schert mich Weib, was schert mich Kind

Heinrich Heine

In seinem Gedicht »Die Grenadiere« (1822) schildert Heinrich Heine den Rückweg zweier Soldaten der Armee Napoleons I., die in Russland in Gefangenschaft geraten waren.

Unterwegs erfahren sie von der Niederlage Frankreichs und der Verbannung Napoleons. Für den einen der beiden hat das Leben nunmehr jeden Sinn verloren. Daran ändert auch nichts, dass er eine Familie , für die er sorgen müsste: »Was schert mich Weib, was schert mich Kind, / Ich trage weit bessres Verlangen; / Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind – / Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen.«

Besonders die erste Zeile dieser Strophe wird – meist scherzhaft – zitiert, wenn man sagen will, dass man in einer bestimmten Angelegenheit seine persönlichen Interessen in den Vordergrund stellt und keinerlei Rücksicht auf die

Belange der Menschen nehmen will, die einem am nächsten stehen.

Wehe, wenn sie losgelassen!

Friedrich Schiller

Dieser Ausruf, der sich auf eine oder mehrere Personen beziehen kann, kündigt Schlimmes, Unheilvolles an. Er wird allerdings meist in nicht allzu ernsthaften Zusammenhängen gebraucht und soll andeuten, dass von der betreffenden Person (oder den Personen) einiges an Misslichkeiten, unerfreulichen, heftigen Reaktionen o. Ä. zu erwarten ist, wenn dazu Gelegenheit gegeben ist.

Es handelt sich bei dem Ausruf um eine Stelle aus Schillers Ballade »Das Lied von der Glocke« (1799). Dort bezieht sich die Aussage allerdings nicht auf Personen, sondern auf die »Himmelskraft« des Feuers, die eine Katastrophe auslöst, wenn sie »der Fessel sich entrafft«.

Die Stelle lautet: »Wehe, wenn sie losgelassen, / Wachsend ohne Widerstand, / Durch die volkbelebten Gassen / Wälzt den ungeheuren Brand!«

Die Welt aus den Angeln heben

Archimedes

Diese Redewendung bedeutet heute so viel wie »alles aus dem Gleichgewicht bringen, alles grundlegend ändern«.

Sie geht nach einem Aristoteles-Kommentar des Philosophen Simplikios (6. Jahrhundert n. Chr.) auf einen Ausspruch des Archimedes zurück (»Ich werde die Welt aus den Angeln heben«).

Wen die Götter lieben, der stirbt jung

Plutarch

Das Zitat, das der griechische Schriftsteller Plutarch im 34. Kapitel der »Trostrede an Apollonius« überliefert, geht auf den griechischen Dichter Menander zurück.

Der römische Komödiendichter Plautus übersetzt es in seinen »Bacchides«: *Quem di diligunt, adolescens moritur.* In Emanuel Geibels (1815–1884) Gedicht »Verlorene Liebe«

heißt es: »Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.« Ein Film über Mozart von Karl Hartl aus dem Jahr 1942 trägt den Titel »Wen die Götter lieben«.

Weniger wäre mehr gewesen

Christoph Martin Wieland

In der von ihm herausgegebenen literarischen Zeitschrift »Der Teutsche Merkur« schrieb Christoph Martin Wieland 1774 in einem Neujahrsglückwunsch: »Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt.«

Er nahm damit Bezug auf eine Stelle in Gotthold Ephraim Lessings Trauerspiel »Emilia Galotti« (1772), wo Hettore Gonzaga, der Prinz von Guastalla, dem Maler Conti entgegenhält, dass auf dem Porträt der Gräfin Orsina das Charakterliche zu stark geschönt sei, und dazu meint: »Nicht so redlich wäre redlicher.« Aus Wielands Umformung dieser Textstelle ist dann wohl die heute übliche Redensart entstanden.

Man drückt damit aus, dass ein Weniger an Übertreibung, ein geringerer Aufwand mehr Wirkung erzielt und einer Sache mehr Qualität gegeben hätte.

Wenn du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht!

Friedrich Nietzsche

Dieser von manchen Männern gern zitierte Ausspruch geht auf Friedrich Nietzsche zurück.

In seiner philosophischen Dichtung »Also sprach Zarathustra« wird im Kapitel »Von alten und jungen Weiblein« von der Begegnung Zarathustras mit einem »alten Weiblein« berichtet. Dieses fordert den Weisen auf, auch einmal etwas über die Frauen zu sagen, und er beginnt seine Ausführungen mit den Worten: »Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat *eine* Lösung: sie heißt Schwangerschaft.«

Im Folgenden wird mehrfach auf die Gefährlichkeit der Frau für den Mann hingewiesen (»Der Mann fürchte sich vor dem Weibe«) und darauf, dass die Frau sich unterzuord-

nen habe (»Und gehorchen muss das Weib«). Das »alte Weiblein« dankt Zarathustra für seine Darlegungen und bestätigt sie ihm mit einer »kleinen Wahrheit«, die im Original diesen Wortlaut hat: »Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!«

Wenn Dummheit wehtäte

Friedrich von Logau

Wenn sich jemand mit einem abfälligen Kommentar zu törichten oder ungereimten Handlungs- und Verhaltensweisen eines andern äußern möchte, so geschieht dies oft mit diesen Worten. Vollständig lautet die Redensart: »Wenn Dummheit wehtäte, würde (oder auch müsste) er den ganzen Tag schreien.«

Die Redensart ist wohl nach dem Sinngedicht »Torheit« von Friedrich Freiherr von Logau, dem bedeutendsten Epigrammatiker des Barock, gebildet. Das Sinngedicht lautet: »Wenn Torheit täte weh, o welch erbärmlich Schrein / würd in der ganzen Welt in allen Häusern sein!«

Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen

Matthias Claudius

Das bekannte Zitat steht am Anfang von Matthias Claudius' Gedicht »Urians Reise um die Welt« aus dem Jahr 1786. Der genaue Wortlaut im Gedicht ist: »Wenn jemand eine Reise tut, / So kann er was verzählen.«

Man verwendet das Zitat im Zusammenhang mit jemandes Erlebnissen auf einer Reise oder einer ähnlichen Unternehmung.

Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe

Terenz

Quelle für diese Redensart ist ein Stück des römischen Komödiendichters Terenz mit dem Titel »Adelphoe« (deutsch: »Die Brüder«). Der lateinische Wortlaut ist: *Duo cum faciunt idem, non est idem.*

Das Zitat ist eine Verkürzung des in dem Terenzstück ausgedrückten Gedankens. Dort heißt es: *Duo, cum idem faciunt, … / Hoc licet impune facere huic, illi non licet* (deutsch: »Wenn zwei dasselbe tun, … so darf der eine es ungestraft tun, der andere nicht«).

Die Redensart besagt, dass es nicht auf die Handlung allein ankommt, sondern auch darauf, wer sie aus welchen Motiven ausführt.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang

Johann Heinrich Voß

Seit alters her gelten Wein, Weib und Gesang als Symbole des Vergnügens, der Freude am Leben. Entsprechend wird mit dem Zitat ein gewisses Unverständnis und Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, dass manche die angenehmen Seiten des weltlichen Lebens nicht zu schätzen und zu genießen wissen.

Das Zitat soll von Johann Heinrich Voß stammen. In Matthias Claudius' »Wandsbecker Boten« (1775) wird es Martin Luther zugeschrieben: »Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, / Der bleibt ein Narr sein Leben lang. / Sagt Doktor Martin Luther.«

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?

Johann Wolfgang von Goethe

Mit dieser Frage beginnt Goethes Ballade »Erlkönig« aus dem Jahr 1782.

Ihr Motiv, das der Dichter in der Volksliedersammlung Johann Gottfried von Herders fand, stammt aus einer dänischen Ballade mit dem Titel »Erlkönigs Tochter«. Die Frage leitet den Bericht über einen Vater ein, der mit seinem todkranken Kind durch die Nacht reitet und seinem Hof zustrebt.

Man verwendet das Zitat scherzhaft als Frage zum Beispiel nach jemandem, den man unvermutet zu später Stunde daherkommen sieht.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben

Michail Gorbatschow

Mit diesen Worten zitiert man den Staatspräsidenten der ehemaligen Sowjetunion, Michail Gorbatschow.

Die Sentenz stammt aus der deutschen Übersetzung seiner Rede zum 40. Jahrestag der Gründung der DDR am 7. Oktober 1989. Im russischen Original heißt es bei wörtlicherer Übertragung, dass es »gefährlich für denjenigen wird, der nicht auf das Leben reagiert«.

Die populär gewordene Fassung dieses Gedankens hat inzwischen schon vielerlei Abwandlungen erfahren. Dabei wird entweder der erste oder der zweite Teil des Zitats mit Bezug auf die jeweilige Situation in der Weise abgewandelt, dass die im ersten Teil genannte Handlung zu der negativen Konsequenz einer »Bestrafung« führt.

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst

Eike von Repgow

Bei dem heute als Redensart geltenden Spruch handelt es sich um einen mittelalterlichen Rechtsgrundsatz, den man in Eike von Repgows »Sachsenspiegel« (um 1224), einem frühen deutschen Rechtsbuch, aufgezeichnet findet.

Das in lateinischer Sprache geschriebene Werk wurde ins Niederdeutsche übertragen. Hier heißt es entsprechend: »Die ok irst to der molen kumt, die sal erst malen.«

Der Spruch besagt, dass der Zeitvorsprung maßgebend sein soll für die Reihenfolge. Privilegien irgendwelcher Art wurden damit ausgeschlossen.

Auch heute verleiht man mit der Redensart diesem Grundsatz Nachdruck.

Wers glaubt, wird selig

Die Bibel, Neues Testament

Die umgangssprachlich scherzhafte Redensart – mit der gelegentlichen Fortsetzung »..., und wers nicht glaubt, kommt auch in den Himmel« – geht auf eine Stelle im Markusevangelium zurück, wo der auferstandene Jesus zu den Jüngern sagt: »Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig wer-

den; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.« Die Redensart wird im Sinne von »das glaube ich niemals« verwendet.

Dagegen kann man mit dem ebenfalls auf diese Bibelstelle verweisenden Satz »Der Glaube macht selig« resignierend zum Ausdruck bringen, dass es sinnlos ist, jemandem dessen irrige Ansicht ausreden zu wollen, da der Betreffende sich fest an seine Vorstellungen klammert und die Wahrheit gar nicht wissen will.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über

Die Bibel, Neues Testament

Mit diesem in vielen Sprachen bekannten Sprichwort verdeutschte Luther die Bibelstelle im Matthäusevangelium, die im Lateinischen *ex abundantia cordis os loquitur* lautet. Wörtlich übersetzt würde es heißen: »Aus dem Überfluss des Herzens spricht der Mund.«

In seinem »Sendbrief vom Dolmetschen« (1530) gab Luther unter anderem diese Stelle als Beispiel für sein Bemühen um eine volkstümliche Übersetzung der Bibel an. Er verwendete ein dem Volk geläufiges Sprichwort, das den Sinngehalt des Ausgangstextes wiedergibt.

Mit dem Sprichwort kommentiert man jemandes Äußerungen, die erkennen lassen, dass ihn etwas so sehr bewegt hat, dass er einfach darüber sprechen musste.

Wie sag ich’s meinem Kinde?

Aus Film und Fernsehen

So lautete der Titel eines deutschen Aufklärungsfilms aus dem Jahre 1970, der diese bekannte, wohl auf frühe Aufklärungsschriften zurückgehende Frage noch zusätzlich populär machte.

Sie wird häufig zitiert, wenn man sich gezwungen sieht, jemandem einen unangenehmen Sachverhalt möglichst geschickt oder schonend beizubringen.

Wie Schuppen von den Augen fallen

Die Bibel, Neues Testament

Die Redewendung, mit der man eine plötzliche Erkenntnis umschreibt, geht auf eine Stelle in der Apostelgeschichte zurück.

Nach der Erscheinung von Damaskus war Paulus drei Tage blind; über seine Heilung durch Ananias heißt es: »Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend.«

Bestimmte Augenkrankheiten wurden früher mit Schuppen verglichen, die die Augen bedecken.

Der Wille zur Macht

Friedrich Nietzsche

Mit diesem Ausdruck wird gelegentlich das Streben eines Menschen nach Macht und Einfluss bezeichnet.

Man zitiert damit den Titel einer Sammlung von Texten Friedrich Nietzsches, die 1901 posthum veröffentlicht wurde. Der »Wille zur Macht« leitet nach Nietzsche das Handeln des starken, moralisch ungebundenen »Übermenschen«.

Der Wind, der Wind, das himmlische Kind

Brüder Grimm

Als Hänsel und Gretel in dem gleichnamigen Märchen der Brüder Grimm an das Häuschen der Hexe kamen, stellten sie fest, dass es aus Brot und Kuchen bestand und Fenster aus Zucker hatte. Und sie begannen, davon zu essen. Da rief die Hexe von drinnen: »Knusper, knusper Knäuschen, / Wer knuspert an meinem Häuschen?« Die Kinder antworteten: »Der Wind, der Wind, / Das himmlische Kind.«

Man verwendet dieses Zitat scherzhaft, wenn man auf die Frage, wer etwas Bestimmtes getan hat, keine oder keine konkrete Antwort geben will.

Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben

Sokrates

Die Sentenz geht angeblich auf eine Äußerung des griechischen Philosophen Sokrates zurück, der gesagt haben soll, dass andere lebten, um zu essen, während er esse, um zu leben.

Man verwendet den Ausspruch, wenn man kritisieren will, dass jemand sein Leben zu sehr vom Streben nach leiblichen Genüssen bestimmen lässt. Es gibt ihn auch in der modernen Abwandlung »Wir leben nicht, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten, um zu leben«.

Wissen ist Macht

Francis Bacon

Dieses Schlagwort, das bezeugt, dass derjenige, der Wissen besitzt, zugleich eine bestimmte Macht hat, gegenüber anderen im Vorteil ist, geht auf den englischen Philosophen Francis Bacon zurück.

Bacon gründet seine Philosophie auf Erfahrung anstelle der Spekulation. Beobachtung und Experiment waren für ihn die Grundlagen und die Quelle des Wissens. Er wurde so zum Wegbereiter der Naturwissenschaften.

Das Zitat findet sich in seinem literarischen Werk, den »Essays« , die er nach dem Vorbild des französischen Philosophen und Moralisten Michel de Montaigne (1533–1592) verfasste. Es existiert sowohl in lateinischer als auch in englischer Sprache: *Ipsa scientia potestas est* und *Knowledge itself is power*.

Wissen, wo der Schuh drückt

Plutarch

Die Wendung, mit der man umschreibt, dass jemand das heimliche Übel, die geheimen Sorgen eines anderen kennt, dass er weiß, was diesen bedrückt, geht auf den griechischen Schriftsteller Plutarch zurück.

Dieser erzählt in der Schrift »Coniugalia praecepta« von einem Römer, der sich von seiner schönen, reichen, offenbar

untadeligen Frau habe scheiden lassen und sich deswegen Fragen und Vorwürfe seiner Freunde habe gefallen lassen müssen. Er habe daraufhin seinen Schuh vorgestreckt und gesagt: »Dieser Schuh ist auch schön und neu, niemand aber weiß, wo er mich drückt.«

Wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an

Augustinus

Das Zitat hat seinen Ursprung in einer Predigt des Kirchenvaters Augustinus über einen Text aus dem Johannesevangelium, wo der auferstandene Jesus den Jüngern und danach dem zunächst ungläubigen Thomas erscheint.

In der 247. Predigt des Augustinus heißt es im Original: *Ubi defecerit ratio, ibi est fidei aedificatio* (»Wo die Erkenntnis aufhört, da baut sich der Glaube auf«).

Wo stehet das geschrieben?

Martin Luther

Mit dieser Frage leitet Martin Luther im »Kleinen Katechismus« im 4. und 5. Hauptstück und im »Lehrstück vom Amt der Schlüssel« die jeweils folgende biblische Begründung für seine vorher gegebenen Erklärungen zu Taufe, Abendmahl und Sündenvergebung ein.

Heute verwendet man die Frage nur rhetorisch (»Wo steht denn das geschrieben?«), um auszudrücken, dass es keine Vorschrift gibt, die dem eigenen Handeln entgegenstünde.

Ein Wolf im Schafspelz sein

Die Bibel, Neues Testament

Die Redewendung mit der Bedeutung »sich harmlos geben, freundlich tun, dabei aber heimtückisch sein oder böse Absichten haben« geht auf das Neue Testament zurück.

Hier findet man im Matthäusevangelium die Warnung: »Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.«

Der Worte sind genug gewechselt, lasst mich auch endlich Taten sehen

Johann Wolfgang von Goethe

Im »Vorspiel auf dem Theater« zu Goethes »Faust« (1829), einem Gespräch zwischen »Direktor«, »Theaterdichter« und »lustiger Person«, vertritt der Direktor zum Leidwesen des Theaterdichters die Meinung, dass es bei Dichtungen für das Theater in erster Linie auf die Publikumswirksamkeit ankomme. Er lässt die Einwände des gekränkten Dichters nicht gelten und beendet schließlich den Disput. Sein Schlusswort beginnt mit der zum häufig gebrauchten Zitat gewordenen Aufforderung, das lange Reden nun zu lassen und dafür lieber entschlossen zu handeln.

Die beiden Aussagen des Zitats werden heute in ganz ähnlicher Funktion bei entsprechenden Gelegenheiten entweder je einzeln oder als Ganzes zitiert.

Die Würfel sind gefallen!

Cäsar

Die Redensart geht auf einen Gajus Julius Cäsar zugeschriebenen Ausspruch zurück, den er nach dem Überschreiten des Rubikons getan haben soll.

Er lautet nach der Überlieferung des lateinischen Schriftstellers Sueton in dessen Cäsarbiografie *Alea iacta est* beziehungsweise *Iacta alea est* (»Der Würfel ist gefallen«).

Heute wird er in der Form »die Würfel sind gefallen« zitiert, womit zum Ausdruck gebracht wird, dass eine bestimmte schwerwiegende Entscheidung gefallen ist.

Yes we can

Barack Obama

Am 4. November 2008 wählte eine deutliche Mehrheit der US-Amerikaner Barack Obama als ersten Afroamerikaner zu ihrem Präsidenten. Dem Kandidaten der Demokratischen Partei war es gelungen, mit dem Wahlkampfmotto »Change« (»Wandel«), das in der Ära von George W. Bush den nachhaltigen Willen zur Veränderung ausdrücken sollte, die Wähler zu mobilisieren. Doch weder das Amt, das er am 20. Januar 2009 antrat, noch die Rolle als Kandidat waren Obama zunächst sicher gewesen. Der charismatische Redner hatte sich vielmehr in einem harten Vorwahlkampf gegen Hillary Clinton, die Ehefrau des vormaligen US-Präsidenten Bill Clinton, durchsetzen müssen.

In diesen Monaten verwendete Obama in einer Ansprache im US-Bundesstaat New Hampshire am 8. Januar 2008 erstmals die drei Wörter, die ihn dann durch den gesamten Wahlkampf tragen sollten: »Yes we can« (»Ja, das schaffen wir«). Unerreichbar scheinende Zielen hätten, so Obama damals, Generationen von Amerikanern stets mit einem einfachen Glaubensbekenntnis verfolgt: »Yes we can. Yes we can. Yes we can.« So werde auch er, so Obama weiter, als Präsident die innenpolitischen und weltpolitischen Probleme angehen und lösen. Durch zahlreiche Wiederholungen wurde der Slogan, der sich mit Person und Programm Obamas verband, schnell populär – er wurde gleichsam zum Markenzeichen des Politikers, der in seiner ersten Amtszeit aber manche der damit geweckten Hoffnungen nicht erfüllen konnte.

Z

Der Zahn der Zeit

William Shakespeare

Diese besonders im 18. Jahrhundert häufig gebrauchte Metapher, mit der die zerstörende, den Verfall bewirkende Kraft der Zeit angesprochen wird, findet sich schon bei antiken Autoren in ähnlicher Form.

Verbreitung fand sie durch Shakespeares Stück »Maß für Maß« (im englischen Original: *the tooth of time*). Die Textstelle lautet: »O! Solch Verdienst spricht laut; ich tät ihm Unrecht, / Schlöss ich's in meiner Brust verschwiegne Haft, / Da es verdient, mit erzner Schrift bewahrt / Unwandelbar dem Zahn der Zeit zu trotzen.«

In dem folgenden, scherzhaft gebildeten Beispielsatz für den Begriff der Katachrese (des Bildbruchs, des unpassenden Gebrauchs von Metaphern) wurde das Zitat als Ausgangspunkt verwendet: »Möge der Zahn der Zeit, der schon manche Träne getrocknet hat, auch über diese Wunde Gras wachsen lassen.«

Zankapfel

Homer

Unter einem Zankapfel, auch Erisapfel oder Apfel der Zwietracht genannt, versteht man einen Gegenstand des Streites, Zankes.

Der Apfel wurde nach Eris, der Göttin der Zwietracht benannt. Nach der griechischen Sage warf die nicht zur Hochzeit der Thetis mit Peleus geladene Göttin einen Apfel mit der Aufschrift »der Schönsten« unter die Hochzeitsgäste, wodurch es zum Streit zwischen Hera, Athene und Aphrodite kam. Der trojanische Königssohn Paris erkannte ihn Aphrodite zu und beschwor so letztlich den Trojanischen Krieg herauf.

Dieses »Urteil des Paris« erwähnt Homer am Anfang des 24. Gesanges seiner »Ilias« (»Der [= Paris] damals, da zu seinem Gehöft die Göttinnen, / Beide gekränkt, die preisend, die üppige Lust ihm geboten«). Es war in der Antike und auch noch in späterer Zeit ein beliebtes Motiv der bildenden Kunst, so zum Beispiel bei Albrecht Dürer, Paul Cézanne und Lovis Corinth.

Die Zeit ist aus den Fugen

William Shakespeare

Diese Worte spricht Hamlet in Shakespeares gleichnamigem Trauerspiel nach der nächtlichen Begegnung mit dem Geist seines ermordeten Vaters, der ihn aufforderte, die an ihm verübte Bluttat zu rächen: »Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram, / Dass ich zur Welt, sie einzurichten, kam.«

Das Zitat (im englischen Original: *The time is out of joint*) gibt jemandes pessimistischer Überzeugung Ausdruck, dass die Gegenwart, in der er lebt, von ihm als Zeit ohne ordnende Kraft gesehen wird, als Zeit, in der der Geist des Chaos, der inneren und äußeren Instabilität herrscht.

Zukunftsmusik

Richard Wagner

Diese – manchmal auch abwertend gebrauchte – Bezeichnung für etwas, dessen Realisierung noch in einer fernen Zukunft liegt und das daher noch als utopisch angesehen werden muss, geht letztlich auf Richard Wagners Schrift »Das Kunstwerk der Zukunft« (1850) zurück. Sie diente lange im Streit um die Bewertung seiner Musik als ironisch-polemisches Schlagwort.

Geprägt hat sie der deutsche Komponist, Violinist und Dirigent Louis (Ludewig) Spohr (1784–1859) in einem 1854 geschriebenen Brief, in dem sie allerdings nicht gegen Wagner gerichtet ist.

Der Zweck heiligt die Mittel

Niccolò Machiavelli

Die oft ohne Skrupel angewandten Methoden des streng hierarchisch gegliederten Jesuitenordens, die sich besonders in der Inquisition und in Eingriffen in die Politik verschiedener Staaten zeigten, trugen sicherlich mit dazu bei, dass dieser Satz den Jesuiten als Quintessenz ihrer Moral zugeschrieben worden ist. In der »Moraltheologie« des Jesuitenpaters Busenbaum (1600–1668) von 1652 ist der Grundsatz aber mit deutlichen Einschränkungen versehen.

Es dürfte sich in der vorliegenden, uneingeschränkten Form um ein altes Prinzip der Machtpolitik handeln, das sinngemäß schon bei Niccolò Machiavelli zu finden ist, der zur Erreichung politischer Ziele, die letztlich dem Allgemeinwohl dienten, jedes Mittel für erlaubt hielt.

Wie viele andere Redensarten wird auch diese gerne scherzhaft abgewandelt, zum Beispiel zu »Der Scheck heiligt die Mittel«.

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust

Johann Wolfgang von Goethe

Dies ist eines der bekanntesten Zitate aus Goethes »Faust« (1829).

In einem Dialog zwischen Faust und seinem Famulus Wagner, der sich an den berühmten »Osterspaziergang« anschließt, äußert sich Wagner enthusiastisch darüber, welche Seligkeit er empfindet, wenn er sich von den »Geistesfreuden« getragen fühlt »von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt«. Faust aber hält dagegen, dass er wohl jenen andern »Trieb« nicht kenne, der den Menschen dazu bringt, »in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen« zu halten, und bekennt dann von sich selbst: »Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, / Die eine will sich von der andern trennen ...«

Zitiert werden diese Worte, wenn jemand vor einer schwierigen Entscheidung steht, wenn er hin- und hergerissen ist und sich nicht entschließen kann, eine von zwei ihm

akzeptabel erscheinenden, aber sehr gegensätzlichen Möglichkeiten zu wählen.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend

Vergil

Diese Formulierung – im lateinischen Original *Spemque metumque inter dubii* – kommt im 1. Buch von Vergils Epos »Äneis« vor, wo nach einem Seesturm die Flotte des Äneas die libysche Küste erreicht und die Troer angstvoll an ihre verlorenen Gefährten denken, von denen sie nicht wissen, ob sie noch leben.

Die Redewendung beschreibt einen Zustand banger Ungewissheit, in dem schlimme Befürchtungen und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang einander die Waage halten.

Register



ALLGEMEINBILDUNG KOMPAKT

Berühmte Zitate und Redewendungen

Die muss man kennen

- 500 Zitate und Redewendungen in alphabetischer Reihenfolge
- Mit ausführlichen Erklärungen zur Herkunft und Bedeutung aller Zitate
- Mit Erläuterungen, wie man sie heute richtig anwendet
- Mit Register zum leichten Auffinden der Zitate und der Zitategeber

ISBN 978-3-411-71034-8
9,99 € (D) • 10,30 € (A)

